

KUJTIM SHABANI

Ältere Albaner in der Schweiz
Eine stoische Würde

Vorwort
Prof. Dr. Claudio Bolzman

ISEAL

ISEAL

Institut Suisse d'Etudes Albanaises
Istituto Svizzero per gli Studi albanesi
Instituti Zviceran i studimeve shqiptare
Schweizerisches Institut für albanische Studien

Bereich Publikationen **ISEAL**

Verantwortlich für Publikationen:
Driton Kajtazi, Direktor des **ISEAL**

Layout: Labinot Hasani

Mit Unterstützung von:

Avec le soutien de la
 Loterie Romande



Commune d'Epalinges

MIGROS
pour-cent culturel



Commune de Moudon

© 2014 **ISEAL** Editions, Lausanne

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort: Claudio Bolzman, Die stoische Würde der betagten Albaner</i>	7
Das Anliegen der Arbeit	15
Albanische Migranten in der Schweiz	17
Die Forschung zu älteren Migranten	20
Die Schweizer Migrationspolitik	20
Theorieansätze	21
Forschungsstand	22
Die vorliegende Arbeit	23
Erfahrungen älterer Albaner	25
Die Wirtschaftslage	27
Die Gesundheitslage	29
Beziehung zu der Familie und den Verwandten	30
Engagement und Zeitvertrieb	31
Beziehungen zur Heimat	33
Die Gretchenfrage	34
Dilemmas der älteren Albaner	35
Ein Werdegang	37
Fazit	39
Vertrauen als Integration und Erwartung	42
Vertrauen in Mitmenschen	42
Vertrauen in Institutionen	43
Fazit zur Integration	45
Resümee	47
Bibliografie	51
Fragebogen	53
Nachwort : Régis Marion-Veyron	60

Vorwort

Die stoische Würde der betagten Albaner

Claudio Bolzman

Professor an der Fachhochschule Westschweiz HES-SO und an der Universität Genf

Die Studie von Kujtim Shabani über die ältere albanische Bevölkerung in der Schweiz kommt genau zur rechten Zeit. Der Autor stellt fest, dass das Phänomen der Alterung der zugewanderten Bevölkerung eine wachsende Anzahl Personen und stets differenziertere Gemeinschaften betrifft. Dieser Trend hin zu einer Diversifizierung der Lebenswege und der Situationen der älteren Personen wird auch in einer im Auftrag der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen durchgeführten Studie vom Schweizerischen Roten Kreuz (Hungerbühler und Bisegger, 2012) hervorgehoben.

Diese Studie erlaubt es auch, eine Lücke zu schliessen. Trotz der langjährigen Anwesenheit der albanischen Gemeinschaft in der Schweiz und trotz des Umstands, dass es sich um eine der zahlenmässig grössten zugewanderten Gemeinschaften handelt, die in der Eidgenossenschaft wohnhaft ist, existieren unseres Wissens kaum Studien über die ältere Bevölkerung dieser Migrationsgruppe. Ein im Auftrag des Bundesamts für Migration ausgearbeiteter Bericht porträtiert die kosovarische Gemeinschaft in der Schweiz, widmet jedoch nur ein paar Seiten der Situation der älteren Bevölkerung dieser Gemeinschaft (Burri-Sharani et al., 2010). Andere Arbeiten richteten ihr Augenmerk auf die Migration verschiedener Nationalitäten des ehemaligen Jugoslawien, wobei hauptsächlich die slawische Komponente hervorgehoben wird.

Die Studie von Herrn Shabani stellt wichtige Fragen, die eine Bereicherung unseres Wissens hinsichtlich der nur wenig erforschten älteren Bevölkerung erlauben. Zuerst wirft er die Frage nach

der sozioökonomischen Lage und dem Gesundheitszustand dieser Gruppe auf. Er erforscht zudem nicht nur ihre Integration in der Schweizer Gesellschaft, sondern auch die Beziehungen, welche die ältere Bevölkerung zu ihrem Herkunftsland aufrechterhalten. Schlussendlich untersucht er das Dilemma mit dem diese Personen konfrontiert werden, und zwar die Frage, ob sie den Lebensabend in der Schweiz oder im Herkunftsland verbringen sollen. Er verdeutlicht die Tatsache, dass dieses Dilemma ohne den Einbezug verschiedenster Faktoren, welche diesen Entscheid beeinflussen können, seien sie familiärer, materieller, kultureller, gesundheitlicher, juridischer und administrativer Art, nicht verstanden werden kann.

Man sollte sich in Erinnerung rufen, dass die Lebensumstände im Alter sehr oft stark beeinflusst werden von der Art und Weise, wie das Leben im Erwachsenenalter gestaltet wurde. Auf den ersten Blick scheint dies eine Binsenwahrheit, aber zahlreiche Studien heben die Tatsache hervor, dass der Lebensweg durch die Erfahrungen während des sogenannten aktiven Lebens die Art und Weise des Übergangs zur Pensionierung und ihrer konkreten Gestaltung bestimmen. Der gewählte qualitative Ansatz (ausführliche Gespräche mit rund einem Dutzend Personen im Alter von 60 und älter) erlaubt es, in diesem Zusammenhang die Lebenswege der Befragten und die Momente, die ihr Leben bestimmten, wie die Emigration, der Krieg in Kosovo, die ersten Jahre in der Schweiz, zurückzuverfolgen. Diese Methode erlaubt es auch, ihre heutige Situation, ihre Probleme und die wichtigen Fragen, welche sie sich stellen und ihrem Leben Sinn geben, kennenzulernen.

Unsere eigenen Arbeiten zu dieser Problematik können durch diese Perspektive in einem anderen Licht gesehen werden. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben wir dann auch mit Unterstützung des 5. Rahmenprogramms der Europäischen Union eine Umfrage zu den Lebensumständen der, in den Regionen Basel und Genf wohnhaften, älteren Migranten durchgeführt. In dieser Studie wurden 90 Personen unterschiedlicher Nationalität des ehemaligen Jugoslawien befragt, darunter auch rund zwanzig Albaner und fünfzehn Bosnier im Alter von 55 Jahren oder älter, grösstenteils aus dem Kanton Genf (Bolzman et al., 2004; 2012). Die Ergebnisse, welche auch je 100 ältere Spanier und Italiener betrafen, überraschten uns und machten uns betroffen.

Die Personen verschiedener Nationalität des ehemaligen Jugoslawien hatten, obwohl sie jünger waren als die Spanier und Italiener der Stichprobe, einen deutlich schlechteren Gesundheitszustand als der Rest der Gruppe, dies auch hinsichtlich des allgemeinen Gesundheitszustands (Möglichkeiten, die Aufgaben des täglichen Lebens zu meistern), des psychischen Wohlergehens oder der verschiedenen chronischen Erkrankungen. Ihre Wohnsituation war schlechter und die Armutsquote (Haushalt mit einem monatlichen Einkommen von Fr. 1'500 oder weniger) war höher als diejenige der Spanier und der Italiener. Schon unsere früheren Studien hatten deutlich gemacht, dass die älteren Personen dieser beiden Herkunftsländer in vielen Bereichen sehr viel schlechter gestellt waren als gleichaltrige Schweizer (Bolzman et al., 1999; 2000). Offen blieb jedoch, welche Lebenswege zu diesen ausserordentlich prekären Situationen geführt hatten.

Die für die Studie zusammengetragenen Lebensläufe zeugen in diesem Zusammenhang von schwierigen Lebenswegen der befragten Personen, sei es zuerst im Herkunftsland, wo hart gear-

beitet werden musste, um sich selbst und die Familie zu ernähren, sei es später in der Schweiz, wo diejenigen mit Saisonierstatus weiterhin ihre Familien am Leben erhalten konnten, was aber eine Trennung von diesen während langer Perioden zu Folge hatte. Sehr oft war die Arbeit, die sie in der Schweiz hatten, hart und hinterliess gesundheitliche Spuren, auch wenn die Befragten anfänglich sehr zurückhaltend angaben, dass es ihnen gesundheitlich nicht so schlecht gehe. Wenn man aber weiterfragte, stiess man auf verschiedene Erkrankungen, die sie teilweise dazu zwangen, ihr Erwerbsleben frühzeitig zu beenden. Diese Personen sind stolz auf ihre Leistung und beklagen sich nicht, auch wenn ihre Familie im Herkunftsland schwierige Zeiten durchgemacht hat, zuerst im Zusammenhang mit der Unterdrückung ihrer Kultur und später im Krieg im ehemaligen Jugoslawien. Die Befragten übten auch keinerlei Kritik, wie sie und Ihre Familien in der Schweiz empfangen wurden, auch wenn dies nicht immer lupenrein verlief. Sie beklagten sich auch nicht über die langen Jahre des Wartens und der Unsicherheit, bevor sie eine feste Aufenthaltsbewilligung erhielten. Sie wollen vielmehr die positiven Seiten sehen, die Chance, dass ihre Kinder eine Zukunft in diesem Land vor sich haben. Sie erwähnen auch nicht, dass sie systematisch einen Teil ihres geringen Lohns auf die Seite legten, um ihn ihren Verwandten im Herkunftsland zu senden und ihnen damit helfen zu überleben. Diese Personen haben eine stoische Würde, die Beachtung und Respekt verdient.

Ihre wenigen Anliegen, die sie in Form von Dilemmas äussern, sollten dennoch mehr Gehör finden. Die Schweizer Institutionen vermitteln ihnen zweifellos Vertrauen, aber gleichzeitig kommen sich die älteren Migranten oft verloren vor, wenn sie sich an die Institutionen wenden müssen, welche direkt für sie zuständig sind, d.h. an die Dienste für Senioren. Einige möchten ihren Lebensabend im Herkunftsland verbringen, aber nicht nur familiäre, sondern auch administrative Gründe hindern sie daran. Nach der Kündigung des bilateralen Sozialversicherungsabkommens, welches die Senioren mit Kosovo verbindet, stossen die Pensionierten dieser Nationalität tatsächlich bei der Rückkehr in ihr Herkunftsland mehrheitlich auf Schwierigkeiten, wenn sie ihre Altersrenten beziehen wollen. Auch zeitlich befristete Aufenthalte sind für Senioren, die Anspruch auf Ergänzungsleistungen oder Sozialhilfe haben, nur schwierig umzusetzen, da diese Leistungen an den Wohnort gebunden sind. Es besteht folglich ein Risiko, das der Soziologe Abdelmalek Sayad «la double absence» nannte: weder hier wirklich anerkannt zu sein, noch dorthin zurückkehren zu können. Diese älteren Personen befinden sich am Rand von zwei Welten, wobei man ihren Lebensabend mit ein bisschen mehr Aufmerksamkeit, Empathie und gutem Willen angenehmer gestalten könnte.

Es drängt sich eine Debatte darüber auf, wo man dieser «ersten Generation» einen Platz einräumen will. Auch fordert es ein vertieftes Nachdenken über die Modalitäten, wie für diese älteren Migranten gesorgt werden soll. Die Debatte ist umso nötiger, da die medizinisch-sozialen Dienste und die Institutionen für das Alter trotz eines wachsenden Bewusstseins noch nicht alle Massnahmen getroffen haben hinsichtlich der Bedürfnisse dieser Bevölkerung, die man nicht hat altern sehen. Man muss die paradoxe Situation einer älteren Migrationsbevölkerung zur Kenntnis nehmen, die im Vergleich zu Gleichaltrigen in einem grösseren Mass gesundheitlich und materiell benachteiligt ist oder Probleme mit der Wohnsituation hat, die Institutionen fürs Alter jedoch weniger oft in Anspruch nimmt als andere betagte Gesellschaftsgruppen.

In der Zwischenzeit wurden mehrere Kantone mit Projekten für diese Bevölkerungsgruppe aktiv, anstatt darauf zu warten, dass sich die Migranten bei den Diensten meldeten. Diese Projekte

sollten jedoch längerfristig konzipiert werden, da sich viele davon auf eine Pilotphase beschränken und mangels finanzieller Mittel wieder eingestellt werden. Es handelt sich nämlich bei den Bedürfnissen der älteren Albaner und anderer Nationalitäten nicht um «experimentelle» Bedürfnisse, sondern um Tatsachen, deren Dringlichkeit spürbar ist.

Die Familie wird von einigen als der privilegierte Ort betrachtet, wo man sich um die älteren Albaner kümmert. Aber auch wenn die erwähnten materiellen und gesundheitlichen Probleme teilweise durch die Solidarität der Familie abgedeckt werden, ist die Familie dennoch nicht in der Lage die soziale Solidarität gänzlich zu ersetzen. In Wirklichkeit müssen die Familien zahlreiche andere, vor allem berufliche Verpflichtungen auf sich nehmen und erwarten auch, dass der Sozialstaat ebenfalls mittels der entsprechenden Institutionen und Dienste zur Unterstützung beiträgt. Das ist das Mindeste, was man für die Männer und Frauen machen kann, die einen beachtlichen Teil zum allgemeinen Wohlstand geleistet haben. Die vorliegende Studie stellt einen wichtigen Meilenstein für diesen Sensibilisierungsprozess dar.

Literatur

Bolzman C., (2012), «Democratization of ageing: also a reality for elderly immigrants?» in European Journal of Social Work, Vol. 15, N°1, 97-113.

Bolzman C., Fibbi R., Vial M., (1999) «Les Italiens et les Espagnols proches de la retraite en Suisse: situation et projets d'avenir», Gérontologie et société, N°91, 137-151.

Bolzman, C., Fibbi, R., Vial M.(2000): Migranten im Pensionsalter. Lebensbedingungen und Gesundheitszustand. In: Soziale Medizin. S. 32-35.

Bolzman C., Poncioni R., Vial M. & Fibbi R., (2004) «Older labour migrants' wellbeing in Europe : the case of Switzerland» in Ageing and Society, Vol. 24, N°3, 411-429.

Burri Sharani, B., Efonayi-Mäder, D., Hammer, S., Pecoraro, M., Soland, B., Tsaka, A., Wyssmüller, Ch. (2010): Die kosovarische Bevölkerung in der Schweiz, Bern, ODM.

Hungerbühler, H. et Bisegger, C. (2012), «Alors nous sommes restés...» Les migrantes et les migrants âgés en Suisse. Berne, Commission fédérale des migrations.

Sayad, A. (1999), La double absence, Paris, Seuil.

Ältere Albaner in der Schweiz

Das Anliegen der Arbeit

«Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen», wird der renommierte Schweizer Schriftsteller Max Frisch im Zusammenhang mit den Forderungen zur Verbesserung der Migrantenlage in der Schweiz zitiert. Die Ungewissheit, was ihre Aufenthaltsdauer in der Schweiz angeht, gilt auch für die Migranten selbst. «Ich wollte zwei Jahre in der Schweiz bleiben..., daraus wurde eine Ewigkeit», berichtet ein Migrant, der in der vorliegenden Arbeit zu Wort kommt.

Sie kamen als Touristen, meistens als sogenannte Saisoniers, die höchstens fünf Jahren in der Schweiz arbeiten würden, um dann in die Heimat zurückzukehren. Seit ihrer Ankunft in der Schweiz sind in der Tat Jahrzehnte vergangen: Sie fanden bessere oder besser bezahlte Arbeitsstellen, regelten ihren Aufenthaltsstatus, bürgerten sich in der Schweiz ein, wechselten ihre Niederlassungen, richteten sich in grösseren Wohnungen ein, zogen ihre Familien nach.

Die Vertreter der ersten Migrationswelle sind mittlerweile über 60 Jahre alt: In der regulären Pension, in Frührente oder auch von der Invalidenversicherung unterstützt. Sie stammen aus 160 Nationen. Die grösste Gruppe älterer Einwanderer, die das Alter von 65 Jahren überschritten hat, umfasst ca. 57'000 Personen und kommt aus Italien. Dann kommen die Spanier mit ungefähr 9'500 Personen. Rund 6'500 der älteren Migranten kommen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Ein Teil davon ist über 80 Jahren alt. Ihr neuer Status geht bedauerlicherweise nicht immer mit Vorteilen einher. Manche leiden an chronischen Gebrechen, sind oft wirtschaftlich schlecht gestellt, nicht immer erfolgte ein Familiennachzug in die Schweiz, sie haben wenig Kontakt zu den Einheimischen, verfügen nur über bescheidene Kenntnisse der Landessprachen und sind institutionell schlecht verankert. Nicht alle nehmen Ergänzungsleistungen in Anspruch; die meisten sind über dieses Anrecht schlichtweg nicht informiert (EKM 2012: 3 ff.; Hungerbühler 2012: 198 ff.; Bolzman et al. 2000).

In zunehmendem Masse ist diese Kategorie der Migranten auf die Präsenz Dritter angewiesen. Ihre Verwandten, vor allem die eigenen Kinder bilden ein wichtiges emotionales und materielles Netzwerk. Weil diese sich nicht immer in der Schweiz aufhalten, kann das Gegenteil der Fall sein: die Rentner müssen weiterhin für die Bedürfnisse der Familie in der Heimat aufkommen. Viele von ihnen stehen vor dem Dilemma, ob sie nach der Pensionierung die Schweiz endgültig verlassen sollen. Manche können diesen Schritt nicht wagen, ohne bereit zu sein, auf ihre Rente zu verzichten.

Dieser Teil der Schweizer Bevölkerung verdient die Aufmerksamkeit der Gesellschaft und ihrer Institutionen. Wie steht es mit der sozioökonomischen und gesundheitlichen Lage dieses Bevölkerungssegments? Was sind seine wesentlichen Bedürfnisse? Welche Massnahmen braucht es für die Gewährleistung einer würdigen Existenz dieser Rentner? Das sind einige der Fragen die sich stellen, wenn man sich mit diesem Thema befasst.

Die vorliegende Arbeit vermochte eine Antwort darauf zu liefern. Sie bezieht sich auf die Erfahrungen von 12 Migranten – Rentner, die das 60. Lebensjahr überschritten haben. Die Befragten kommen aus der albanischen Migrantengruppe in der Schweiz. Die Legitimation dieser Auswahl liegt auf der Hand. Umso gerechtfertigter wird sie, wenn man berücksichtigt, dass diese Gemeinschaft als die drittgrösste Migrantengruppe der Schweiz gilt.

Nachdem darauf eingegangen wird, wie sich die albanischsprachige Migration in der Schweiz vollzog, werden die Ergebnisse der Befragung zum Thema ältere Migranten vorgestellt. Zunächst wird in grossen Zügen der Wissensstand in diesem Bereich der Gesellschaftswissenschaften diskutiert. Dieser Abschnitt stellt den theoretischen Hintergrund der Arbeit dar. Danach folgt ein Bericht über den empirischen Aspekt der Studie. Anschliessend werden hauptsächlich die Erfahrungen der Befragten sowie die Aussagen zu ihrer sozialen, wirtschaftlichen und der gesundheitlichen Lage ausgewertet und systematisiert. Jedes grössere Kapitel wird mit einem Fazit abgeschlossen. Zuletzt erfolgt eine Zusammenfassung der Ergebnisse.

Albanische Migration in der Schweiz

Die Spuren einer albanischen Präsenz in der Schweiz gehen bis ins Mittelalter zurück (vgl. Ramaj 2009). In albanischen Kreisen wird davon ausgegangen, dass die albanischsprachige Gemeinschaft in der Schweiz mindestens 250'000 Mitglieder zählt.

Mit der obengenannten Zahl wäre sie die drittgrösste Migrantengruppe der Schweiz. Die albanischsprachige Migration in der Schweiz ist schlecht dokumentiert. Es ist darauf zurückzuführen, dass keine statistischen Daten erhoben wurden, die sich auf die albanische Gemeinschaft als solche oder ihre Sprachgruppe beziehen. Dies hängt damit zusammen, dass die Einwanderer aufgrund ihrer Staatsangehörigkeit erfasst werden, was dazu führte, dass die meisten Migranten, die sich als Albaner bezeichnen, in den Statistiken als Jugoslawen aufgeführt sind. Nach dem Zerfall des jugoslawischen Staatsgebildes wurden sie als Serben, Montenegriner und Mazedonier registriert (Burri et al. 2010: 5). Die Albaner hingegen identifizieren sich selbst vor allem durch ihre Sprache. Die Identifikation dieser Leute als Albaner stellt allerdings nicht nur eine Selbst-, sondern auch eine Fremdbezeichnung dar. Schon im ehemaligen Jugoslawien wurde ihre ethnische Identität anerkannt, diese Entität wurde als die «albanische Nationalität» aufgeführt. Die Bezeichnung «Albaner» für die jugoslawischen Staatsbürger albanischer Muttersprache in der Schweiz wurde in der Medienberichterstattung übernommen.

Eine systematische Betrachtung der albanischen Einwanderung in die Schweiz suggeriert zwei Begriffe: die Arbeitsmigration und die Asilmigration. Diese Zuwanderung entwickelte sich in drei Phasen. Der Zuzug albanischstämmiger Migranten in die Schweiz setzte in den 60-er Jahren ein. Vertreter dieser Volksgruppe aus dem ehemaligen Jugoslawien kamen als Arbeitskräfte in die Schweiz. Es waren fleissige Saisoniers, die durch ihren Einsatz im Schweizer Arbeitsmarkt ihre Grossfamilien unterstützen konnten. Durch diesen Status durften sie sich legal für eine Dauer von neun Monaten in der Schweiz aufhalten. Die Arbeitsbewilligung musste jährlich erneuert werden. In den 70-ern hatten die ältesten Saisoniers die Anzahl Jahre erreicht, um eine reguläre Aufenthaltsbewilligung zu erhalten. Der Erwerb dieses Statutes ermöglichte ihnen ihre Familien in die Schweiz nachzuziehen.

Ende der 90-er Jahre machten diese Migranten den grössten Teil der Auswanderer aus dem ehemaligen Jugoslawien aus. Autoren slawischer Herkunft betonen diese Tatsache, nur der Zusammenhang mit den fragwürdigen Entwicklungen im Lande wird verschwiegen und die Wahrheit verdreht: Man übersieht die Tatsache, dass Albaner in Jugoslawien, euphemistisch ausgedrückt, einem nichtprivilegierten Gesellschaftssegment angehörten (Boskovska 2008). Sie waren systematisch ausgeschlossen aus dem öffentlichen Leben. Die Arbeitslosigkeit in ihren Siedlungsgebieten war erheblich grösser als jene der slawischen Ethnie, die in diesem Bundesstaat den Ton angab (vgl. Mihok 1996; ESI: 2002). Sie waren schlechthin einer staatlichen Repression ausgesetzt. Diese Bedingungen bestimmten den zweiten Einwanderungsbegriff der albanischen Volksgruppe in die Schweiz: die Asilmigration.

Ende der 80-er Jahre wurde der politisch-juridische Status, den Kosovo als jugoslawische Provinz innehatte, aufgehoben. Die Spannungen, die aus den neuen politischen Verhältnissen hervorgingen, förderten eine neue Gattung der Emigration zu Tage. Die wachsende Repression des Regimes von Milosevic, vor allem die Abschaffung des Unterrichtes in albanischer Sprache in den öffentlichen Schulen Kosovos sowie die Entlassung aller Angestellten im öffentlichen Bereich, lösten eine neue Welle der Auswanderung aus. Dabei muss berücksichtigt werden, dass es damals keinen nennenswerten privaten Sektor im ehemaligen Jugoslawien gab. Es waren hauptsächlich jugendliche Kosovaren, die dem Militärdienst im repressiven Serbien entfliehen wollten, die als Erste die Schweiz aufsuchten. Der Grund, weshalb sie dafür die Schweiz wählten, hängt damit zusammen, dass sich ihre Verwandten vor Jahren hier niedergelassen hatten. Rund 50'000 Personen aus Kosovo sollen in einer Zeitspanne von zwei Jahren um Asyl in der Schweiz ersucht haben. Den Höhepunkt der Einwanderung von Kosovoalbanern in die Schweiz stellt die Zeit nach dem Kriegsausbruch in ihrem Land dar. Dieser Status wurde Ende dieses Jahrzehntes etwa 4'000 kosovarischen Immigranten, die Anfang der 90-er Jahre einen Asylantrag eingereicht hatten, zugestanden (SFH 2001: 1 f.; Burri et al. 2010: 25 ff.).

Die eigentliche albanische Emigration in die Schweiz aus Albanien ist relativ neu und quantitativ unbedeutend. Sie beginnt unmittelbar nach der Systemwende, Anfang der 90-er Jahre, mit der Öffnung des Landes und dem Übergang zur Marktwirtschaft. Die Gründe der Asylsuchenden aus Albanien gehen oft auf eine Verwicklung in eine Fehde zurück.

Die zweitgrösste albanischsprachige Migrantengruppe der Schweiz stammt aus Mazedonien. Ihre Zahl, wiederum gemäss albanischen Angaben, beläuft sich auf etwa 40'000 Personen. Es handelt sich dabei um eine Wirtschaftsmigration, die – wie die kosovarische Auswanderung auch – mit einem systematischen Ausschluss aus den sozialen und materiellen Ressourcen des Landes korreliert. Als das Land im Jahr 2010 von der Personenfreizügigkeit in der Schengen Zone profitierte, stieg die Zahl der Asylsuchenden aus Mazedonien um 599 Prozent. Grösstenteils zogen die Migranten nach Belgien, ein Teil jedoch auch in die Schweiz. Der Grund für das Wirtschaftsasyl waren die schwierigen Lebensbedingungen in der Heimat: Arbeitslosigkeit, mangelnde Gesundheits- und Wasserversorgung usw. Sie kamen hauptsächlich aus den vom bewaffneten Konflikt im Jahr 2001 betroffenen Gebieten (vgl. Sabani 2011). Dasselbe gilt auch für die albanische Minderheit in Serbien, dem sogenannten Presevothal.

Schweizer Statistiken besagen, die albanischsprachige Migrantengruppe stellt mit 1,3 Prozent die zweitgrösste Sprachgemeinschaft der Schweiz dar, wobei es sich hierbei um die stärkste Nichtlandessprache der Schweizer Wohnbevölkerung handelt. Die häufigste ausländische Sprache in der Schweiz ist serbokroatisch (Ludi/Warlen 2005: 11). Berücksichtigt man dabei, dass diese Sprachgruppe keine homogene ethnische Einheit darstellt, steht die albanische Sprachgemeinschaft an erster Stelle. Umso evidenter wird diese Feststellung, wenn man die sich bereits herauskristallisierten Emanzipationstendenzen der kroatischen und bosnischen Fraktionen von der serbokroatischen berücksichtigt.

Diese Erkenntnis macht es nicht einfacher, die demographische Entwicklung der albanischen Gemeinschaft in der Schweiz zu beschreiben. Die anspruchsvolle Bemühung von Burri et al. mit der Studie zur kosovarischen Bevölkerung in der Schweiz liefert das paradigmatische Beispiel dafür (Burri et al. 2010: 6). Ihre Ausführung erscheint notwendig für die Rechtfertigung der Vagheit folgender Daten zur albanischen Migration in der Schweiz. Laut den obenerwähnten Statistiken siedeln 88,4 Prozent der albanischsprechenden Einwanderer im deutschen Sprachgebiet der Schweiz, 13,6 Prozent im französischen Sprachgebiet, 1,8 Prozent von ihnen leben im italieni-

schen und nur ein kleiner Teil von 0,1 Prozent hat sich im rätoromanischen Sprachgebiet der Schweiz niedergelassen (Ludi/ Warlen 2005: 11, 22). So viel lässt sich mit grosser Sicherheit zu den Albanern sagen. Ihre weitere gesellschaftliche Performance kann nur im Rahmen der ehemaligen jugoslawischen Emigration interpretiert werden. Inwiefern ihr Verhalten im Allgemeinen von dem anderer ethnischer Gruppen aus dem ehemaligen Jugoslawien abweicht sei dahingestellt. Jedenfalls ist dabei Vorsicht geboten.

Weniger als 40 Prozent jener ex-jugoslawischen Bürger, worunter auch die Albaner fallen, die im Jahr 2000 länger als fünf Jahre in der Schweiz lebten, waren Führungskräfte, oberes Kader, mittleres Kader oder Landwirte und Handwerker. Die allermeisten von ihnen, knapp über 60 Prozent, fielen in die Kategorie Arbeiter. Genau 60 Prozent dieser Bürger hatten die Niederlassungsbewilligung C, etwa 30 Prozent waren Jahresaufenthalter mit B-Bewilligung bzw. mit Niederlassung N und F. Was das Alter angeht, kommen bei den Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien 38 unter 20-Jährige auf eine Person im Pensionsalter. 78 Prozent dieses Gesellschaftssegments waren verheiratete Paare mit Kindern. 4,5 Prozent von ihnen lebten alleine (Wanner 2004: 19 ff.).

Die Forschung zu älteren Migranten

Das Dasein und der Integrationsstatus der Migranten kann unmöglich losgelöst von der Schweizer Migrationspolitik und ihrem Integrationskonzept betrachtet werden. Inklusive jener der älteren Generation der Einwanderer.

Die Schweizer Migrationspolitik

1914 erreichte der Anteil der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz mit 15 Prozent eine bisher nicht bekannte Anwesenheit. Dies hing mit der Wirtschaftskonjunktur im Eisenbahn- und Häuserbau zusammen. In der Hauptsache ging diese Einwanderung auf italienische Hilfsarbeiter zurück. Deutsche Migranten hingegen wurden von den günstigeren Lebensbedingungen sowie der liberalen politischen Atmosphäre der Schweiz angezogen. 1940 sank der Ausländeranteil in der Schweiz auf fünf Prozent (Levy 1997: 74).

Um den Mangel an Arbeitskräften in bestimmten Bereichen auszugleichen, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg mit einigen Ländern Abkommen abgeschlossen, um die Versorgung mit dieser Ressource sicherzustellen. Allerdings beinhalteten diese Abkommen nur periodische Aufenthalte und Einsätze. So stieg in den 50-er Jahren die Zahl der Ausländer wieder an. Es waren wiederum die Italiener, die in dieser Einwanderungswelle den Ton angaben. Ihr Anteil übertraf nicht nur jenen der Deutschen, er betrug um die 60 Prozent aller Ausländer in der Schweiz. In den 60-er Jahren reisten Spanier und Portugiesen sowie erste Kontingente aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in die Schweiz ein. Die Einwanderung wurde aufgrund der öffentlichen Debatten und der Einführung der Einwanderungsquote auf 17 Prozent beschränkt. Die Mehrheit der Migranten war berufstätig. Sie fanden vor allem in den Wirtschaftssektoren Bau, Textil und Gastronomie eine Beschäftigung.

Das Gesetz unterscheidet vier Kategorien von Migranten: Grenzgänger, Saisonarbeiter, Jahresaufenthalter und die niedergelassenen Ausländer. Die ersten müssen – je nach Nationalität – in den umliegenden EU-Ländern wohnhaft sein und ausschliesslich in einem Grenzgebiet des Landes arbeiten. Die zweiten dürfen in der Schweiz wohnen, allerdings ohne ihre Familien. Sie können neun Monate in der Schweiz arbeiten und zwar in der Stelle, für die die Aufenthaltsbewilligung ausgestellt wurde. Die restlichen drei Monate müssen sie sich ausserhalb der Schweiz aufhalten. Die Jahresaufenthalter brauchen ebenfalls eine Aufenthaltsbewilligung, die jährlich verlängert werden kann. Die niedergelassenen Ausländer hingegen dürfen sowohl ihren Wohnort als auch die Arbeitsstelle selber wählen. Im Vergleich zu den Einheimischen sind ihnen nur die politischen Rechte vorenthalten.

Mehrere Vorstösse, mit dem Ziel, die Einwanderung zu kontrollieren, wurden lanciert. Ein Meilenstein in der Schweizer Migrationspolitik stellt die Gründung der Eidgenössischen Ausländerkommission dar. Diese amtiert als Experteninstanz in Diskussionen zum Thema Migration. Sie wurde mit der gesamtgesellschaftlichen Angelegenheit beauftragt, die Eingliederung der Ausländer in das Schweizer Gesellschaftssystem zu ermöglichen. (Levy 1997: 74 f.; Kobi 2008: 55 ff.).

Artikel 4 des Bundesgesetzes über die Ausländerinnen und Ausländer (AuG), das im Jahr 2008 in Kraft trat, bildet die Referenz für alle Akteure, die sich mit der Integration von Migranten in der Schweiz befassen. Dieses Gesetz soll den Ausländerinnen und Ausländern die Integration ermöglichen, um am wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben teilzuhaben. Es postuliert, dass die Integration ein gegenseitiger Prozess ist und appelliert an eine Offenheit der Schweizer Bevölkerung. Laut Gesetz besteht die Hauptaufgabe der Migrantinnen und Migranten im Erlernen der Landessprache der Aufnahmegesellschaft.

Theorieansätze

Die Integrationsdebatte in der Migrationsforschung und der deutschsprachigen Öffentlichkeit im Allgemeinen wurde massgeblich vom deutschen Soziologen Hartmut Esser geprägt. Seine These lautet: Integration ist nur als Assimilation möglich. In seinem Gutachten für die unabhängige Kommission Zuwanderung zur Angliederung der Migranten in die Aufnahmegesellschaft hält er fest: «Die Sozialintegration *in* der Aufnahmegesellschaft ist... eigentlich *nur* in der Form der *Assimilation* möglich» (Esser 2001: 36). Seine Überzeugung davon äussert Esser auch durch das Hervorheben, das er im Text vornimmt. Assimilation stellt für ihn die «Angleichung der ethnischen Gruppen, etwa im Verlaufe mehrerer Generationen» dar (ebd. 2001: 18). Diese These löste grosse Debatten und Kontroversen aus, vor allem kritisiert wurde die Unumgänglichkeit der Assimilation. Dabei soll Esser gewarnt haben, dass sein Konzept der Assimilation rein deskriptiv sei, und er von einer Tendenz zur Assimilation im intergenerationellen Verlauf spreche (Kobi 2008: 60 f.).

Der Migrantentypus, den Esser zum Gegenstand hat, ist derjenige mit einem dauerhaften Aufenthalt. Andere Ansätze widmen weiteren Migrationsformen mehr Aufmerksamkeit. Die transnationale Perspektive fällt in diesen Rahmen. Diese soll sich in den 90-er Jahren etabliert haben und wird mit Glick-Schiller und seinem Forschungsteam identifiziert (vgl. Dahinden 2009: 17). Der Ansatz postuliert, dass die Migranten einerseits Beziehungen zum Aufnahmeland und andererseits zu ihrem Herkunftsland unterhalten können. Migranten organisieren das Leben «*zwischen* zwei oder gar mehreren Kulturen», hebt Frank Kalter kursiv hervor (Kalter 2003: 327). Dies drückt sich in verschiedenen Formen aus: Senden von Rimessen, Führung eines sogenannten Ethnic Business, Einsatzes im Rahmen eines Vereins usw. Eher als ein altes Phänomen, biete der transnationale Ansatz eine Perspektive. Sowohl amerikanische als auch Schweizer Studien belegen, dass nur die wenigsten Migranten transnational aktiv sind. Sie suggerieren, dies sei ein Privileg der gutgebildeten, verheirateten, eingebürgerten und jener, die seit längerer Zeit in der Emigration leben. Auch Einheimische können transnational agieren: 14 Prozent der Netzwerke von Personen ohne Migrationshintergrund bestehen aus Kontakten, die nicht in der Schweiz leben. Dies belegt Dahinden in einer Neuenburger Studie. Integration kann sich zeitgleich in transnationalen und lokalen Feldern entwickeln. Man kann auch in transnationalen Räumen integriert werden, ohne jedoch in derselben Zeit lokal eingegliedert zu sein (Dahinden 2009: 18 f.).

Im Rahmen einer theoretischen Diskussion des Themas ältere Migranten soll eine Erkenntnis nicht unerwähnt bleiben: Mehrere Autoren, die sich mit diesem Thema beschäftigt haben, mussten den Zusammenhang zwischen Rückkehrorientierung und innerethnischen Netzwerken feststellen (Kobi 2008: 65). Dietzel-Papakyriaku geht davon aus, dass Sozialintegration bei den älteren Migranten in seinen eigenen ethnischen Bezügen stattfinden kann (1993: ff.).

Forschungsstand

Betrachtet man eine Bibliographie mit dem Gegenstand ältere Personen, kann man vom Thema her drei Dimensionen herauskristallisieren: sozial-ökonomische Lage, gesundheitliche Situation und die Partizipation älterer Generationen. Weiter kann zwischen Studien unterschieden werden, die sich mit den älteren Personen schlechthin befassen und solchen, die die Migranten als Gegenstand haben (Hungerbühler et al. 2012: 86 ff.).

Die Arbeiten, die sich mit dem Thema ältere Personen bzw. Migranten beschäftigen, stammen aus unterschiedlichen Forschungsgebieten: soziale Arbeit, Soziologie, Gerontologie, Ethnologie, Erziehungswissenschaften. In den USA hat man sich mit der Frage älterer Migranten schon in den 60-er Jahren auseinandergesetzt. Im europäischen Raum soll das Thema bereits in den 70-er Jahren ihre Erkundung aufgenommen haben, anfangs in Frankreich. In Deutschland interessierte sich die Forschung eineinhalb Jahrzehnte später dafür. Die ersten Arbeiten zum Thema ältere Personen respektive Migranten in der Schweiz stammen aus den 90-er Jahren. Die ersten Akteure und Autoren der Publikationen in diesem Bereich in der Schweiz sollen die Pro Senectute, die Eidgenössische Ausländerkommission, das Migros Kulturprozent und der Schweizerische Nationalfonds sein. Zuletzt macht auch die Schweizer Presse auf die Problematik der älteren Migranten aufmerksam. Im Allgemeinen sei das Thema ältere Migranten in den bisherigen Arbeiten deskriptiv angegangen. Eine der Erkenntnisse dieser Studien ist die Feststellung, dass die älteren Migranten eine heterogene Masse darstellen, was die Länge des Aufenthaltes im Gastland angeht, die sozioökonomische Situation, die Gesundheitslage, den Aufenthaltsstatus, das Herkunftsland, die Rückkehrorientierung usw. Aus diesen Arbeiten geht hervor, dass die älteren Migranten in finanzieller Hinsicht schlechter gestellt sind als die älteren Einheimischen. Dasselbe gilt auch für ihre Gesundheitslage, insbesondere für die Migrantengruppe aus dem ehemaligen Jugoslawien. Für die Schweiz ist eine Korrelation zwischen der Aufenthaltsdauer der Migranten und psychischen Beschwerden beobachtet. Des Weiteren weise die soziale Benachteiligung dieses Gesellschaftssegments negative Folgen auf dessen Gesundheit auf. Die Rückkehr bleibt in Aussicht, auch bei jenen, wo dies unmöglich erscheint. Die meisten älteren Migranten verbringen ohnehin einen grossen Teil ihrer Zeit in der Heimat. Pflegebedürftige ältere Migranten können nicht auf eine uneingeschränkte Unterstützung ihrer Familienmitglieder zählen. Sie sind geneigt, sich eher in innerethnischen als in interethnischen Netzwerken zu bewegen. Bei den grossen Netzwerken der älteren Migranten handle es sich um Geselligkeitskontakte. Sie verfügen über ein kleines Potential von zuverlässigen Helfern. Die Arbeiten belegen eine geringere Inanspruchnahme der Angebote des Systems durch die älteren Zugewanderten; dies sei nur dann der Fall, wenn die familiären Ressourcen dafür nicht ausreichen. Sie hänge allerdings nicht vom fehlenden Bedarf dafür ab, sondern von der mangelnden Ausrichtung dieser Angebote auf ihre kulturellen Bedingungen sowie die fehlenden Informationen, sprachlichen Barrieren und unangenehmen Erfahrungen mit Institutionen (Kobi 2008: 29 ff.).

Die erforschten Migrantengruppen dieser Studien sind: Italiener, Spanier, Portugiesen, Türken und Ex-Jugoslawen serbokroatischer Muttersprache. Die albanische Migrantengruppe war fast nie Gegenstand ähnlich systematischer Auseinandersetzungen.

Die vorliegende Arbeit

Als Grundlage für die vorliegende Arbeit dienten die Interviews mit älteren, der albanischen Sprachgruppe angehörenden Migranten in der Schweiz bezüglich ihres sozioökonomischen Status, ihrer gesundheitlichen Situation und der Beziehungen zu ihren Mitmenschen sowie ihrer Einstellung zu den Schweizer Organisationen und Institutionen. Die Teilnehmenden der Befragung werden hier als Albaner bezeichnet, wie sie sich auch selbst nennen. Insgesamt wurden 12 Interviews ausgewertet. Zwei Gespräche konnten nicht berücksichtigt werden, sie erfüllten die Voraussetzungen der Studie nicht.

Das erste Kriterium zur Rekrutierung der Gesprächspartner für diese Studie war die albanische Muttersprache. Die nächste Voraussetzung für die Aufnahme ins Arbeitskonzept stellte das Alter dar: Die Befragten mussten das 60. Lebensjahr überschritten haben. Um dem Thema und seiner Fragestellung gerecht zu werden, mussten die Befragten auch Rentner sein – sei es ordentliche Rentner oder Frührentner.

Die Befragten stammen aus unterschiedlichen Regionen der ehemaligen jugoslawischen Föderation, was mehr oder weniger auch der Gesamtheit der albanischen Migrantengruppe in der Schweiz entspricht: Kosovo, Mazedonien und Presevoval. Keiner der Befragten stammt aus Albanien selbst. Sie leben hauptsächlich in der deutschsprachigen Schweiz, vier von ihnen in der Romandie. Elf der Befragten sind muslimischen Glaubens, nur einer ist christlich-katholisch. Leider handelt es sich bei den Befragten ausschliesslich um Personen männlichen Geschlechtes. Eine Frau im Alter von über 60 Jahren, die eine eigentliche Arbeitskarriere hinter sich hat, kommt im albanischen Migrantenleben praktisch selten vor. Dabei muss berücksichtigt werden, dass die Migrantenfrauen einerseits erst später in die Schweiz nachgezogen wurden, andererseits fiel ihnen meistens die traditionelle Rolle der Hausfrau zu (vgl. SFH 2001). Der jüngste Gesprächspartner ist 60 der älteste 83. Die allermeisten Interviews wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 2013 durchgeführt.

Bei den Gesprächen handelt es sich um Leitfadeninterviews. Aus diesem Grund wurden nicht alle Befragten auf dieselben Themen angesprochen. Die Gespräche wurden face-to-face durchgeführt und wurden aufgezeichnet. Sie machen einen Datensatz von rund 10 Stunden aus. Das kürzeste Interview dauerte 34 Minuten, das längste hingegen 1,2 Stunden. Mehrheitlich fanden die Interviews in Vereinen statt, wo sich die Rentner aufhalten. Nur die wenigsten Gespräche wurden zuhause bei den Befragten durchgeführt.

Die Auswertung der Aussagen und Ausführungen der Befragten erfolgte gemäss konventioneller Verfahren von qualitativen Methoden der Sozialforschung (hierzu: Lamnek 1995). Zuerst werden die einzelnen Variablen herauskristallisiert und nach einer analytischen Willkür den Themenblöcken zugeordnet. Diese bilden die einzelnen Kapitel dieses Berichtes. Die Inhaltsanalyse des Textes bildet eine Art Systematisierung der Ausprägungen erfasster Variablen. Die Aussagen oder Erfahrungen der Befragten werden anhand der festgelegten Kriterien in den entsprechenden Kategorien ausgeführt. In einem weiteren Schritt wird die Anzahl der jeweiligen Fälle, die sich auf diese Einteilung beziehen, quantifiziert. Oft werden die Erläuterungen im Bericht aufgenommen.

Diese Erfahrungen werden völlig unabhängig von ihrer statistischen Signifikanz mit ihren kurzen Aussagen begleitet und belegt. Längere Aussagen werden am Rande der Arbeit aufgeführt. Am Schluss dieses empirischen Teils der Arbeit wird der ganze Werdegang einer paradigmatischen Migrantenerfahrung, entlang aller Variablen, nach dem Beispiel früherer Berichte über Migrantenschicksale (vgl. Walter 2009) dargestellt.

Durchgeführt wurden die Interviews in albanischer Sprache. Den Befragten wurde versichert, dass Ihre Identität nicht preisgegeben wird.

Erfahrungen älterer Albaner in der Schweiz

Das vorliegende Kapitel erläutert die Ergebnisse der Interviews mit älteren albanischen Migranten in der Schweiz. Die Verdichtung der erfassten Variablen ergibt folgende Themenblöcke in Bezug auf ihre Schweizer Wirklichkeit: soziodemografische Daten, die Wirtschaftslage, die Gesundheitslage, Beziehungen zur Familie und den Verwandten, Engagement und Freizeit, Beziehungen zur Heimat, Rückkehrfrage, ihre Dilemmas. Anschliessend wird näher auf einen Fall eingegangen.

Soziodemografische Beschreibung

Die längste Aufenthaltsdauer ist die des Befragten, der 1967 in die Schweiz einreiste. «Durch das Arbeitsbüro wurde die Ankunft aus Kosovo arrangiert...», erzählt er. 1970 und 1971 erfolgten die zweit- und drittfrühesten Ankünfte der Befragten in der Helvetischen Konföderation. Ein weiterer kam nur zwei Jahre später. Zwei Interviewpartner gelangten 1977 in die Schweiz. Zwei weitere befragte Migranten hatten jeweils zwei Ankunfts-jahre: 1978 und 1984, bzw. 1981 und 1989. Ich wollte die Schweiz verlassen, «und es war doch nicht ganz die Zeit dafür gekommen», erzählt einer. Der andere wurde in eine politische Angelegenheit verwickelt und musste in Jugoslawien eine Strafe als Gewissensgefangener absitzen. Die Jahre 1983, 1985, 1987, 1995 sind weitere Ausprägungen der Ankunft in der Schweiz.

Die Befragten sind jeweils Jahrgang 1940, 1930, 1950, 1937, 1949, 1952, 1952, 1953, 1949, 1951, 1946, 1945. Sieben der Interviewten stammen aus Kosovo, vier von ihnen kommen aus Mazedonien und einer aus dem Presevotal in Südserbien. Nur einer der Befragten bürgerte sich in der Schweiz ein und ein weiterer hat das Verfahren eingeleitet. In beiden Fällen handelt es sich um Doppelbürgerschaften. Der Rest der Interviewten verfügt über die Niederlassungsbewilligung C.

Acht der Befragten besuchten nur die Grundschule, das heisst sie haben das vierte Schuljahr abgeschlossen. Nur drei Jahre Ausbildung kann ein weiterer Migrant aufweisen. Ein Befragter ist praktisch Analphabet – kann weder schreiben noch lesen. Der Nächste hat eine Art Schweizer Berufsmaturität absolviert. «Pädagogische Hochschule» – lautet eine Antwort auf die Frage nach der Schulbildung. Das Höchste ist jedoch der Universitätsabschluss in Literaturwissenschaften.

Wie konnte ich denn deutsch lernen? Ich habe 19 Jahren in einem Kran gearbeitet. Die einzige Person, mit der ich Kontakt hatte, war der Polier, dem ich unterstellt war und er war mein Bruder.

Herr Xh.

In Kosovo herrschte grosse Arbeitslosigkeit. Elf Jahre habe ich in Skopje auf dem Bau gearbeitet. Dann fand ich eine Stelle in einem nähern Ort, der nur 25 Kilometer von meinem Haus entfernt war. Den Weg legte ich mit dem Velo zurück. 50 Kilometer pro Tag. Eines Tages wurde ausgeschrieben, dass Leute für einen Arbeitseinsatz in Deutschland gesucht wurden. Ich meldete mich, hielt aber in der Schweiz an.

Herr N.

Einige der Befragten konnten in der Schweiz Weiterbildungs- oder Qualifikationskurse für praktische Zwecke besuchen, oder ihnen wurden solche angeboten, sei es nur ein Sprachkurs. Drei der Befragten durften einen Kurs im Rahmen der regionalen Arbeitsvermittlungsstelle absolvieren: Einmal ging es darum, wie man mit den Finanzen umgeht; in den weiteren Fällen mussten sie lernen, sich besser zu bewerben und die Kenntnisse der Landessprache verbessern. Einer der Letztgenannten konnte in diesem Rahmen noch einen Staplerausweis erwerben, der seine Chancen auf eine neue Arbeitsstelle verbessern würde. Noch ein weiterer durfte im Rahmen seiner Regeltätigkeit eine Staplerprüfung ablegen. R. wurde eine Anlehre als Kellner angeboten, er lehnte ab. Bald würde er die Schweiz verlassen, was in der Tat nicht erfolgte. B. profitierte von einem Angebot, eine Anlehre als Maurer zu machen, die seine Arbeitschancen und das Gehalt durchaus erhöht habe. J. konnte zwei dreimonatige Sprachkurse der Benedikt-Schule besuchen, aber auch andere, weniger anspruchsvolle.

Ihre Kenntnisse der Landessprachen konnten die Befragten hauptsächlich durch ihren Kontakt mit den Leuten, meistens allerdings im Arbeitsumfeld erwerben. Drei der darauf Angesprochenen können ihre Sprachkenntnisse nicht einschätzen. Die restlichen acht Personen geben sich bei einer Bewertung von eins für schlecht bis sechs für ausgezeichnet die Noten: zwei, zwei bis drei, drei Mal kommt die Bewertung drei vor, zwei Mal die drei bis vier und einmal die Note vier.

Was die Arbeitsbereiche angeht, in denen die Interviewten tätig waren, so ist Bau die Branche, die am häufigsten vorkommt. Fünf von ihnen haben die ganze Zeit auf dem Bau gearbeitet. Drei weitere dieser albanischen Migranten haben unter anderem auch in diesem Bereich gearbeitet. Nur drei der Interviewten haben in unterschiedlichen, anderen Branchen Einsätze geleistet. Weitere genannte Berufe und Bereiche sind: Chauffeur, Landwirtschaft, Gärtnerei, Gastronomie. Bis auf Herrn J., der im Journalismus tätig war, verrichteten alle ausschliesslich unqualifizierte Arbeiten. J. konnte nur bei den Migrantenmedien wirken und hauptsächlich als Freiwilliger.

Seit 1984 bis vor zwei Jahren habe ich bei derselben Firma im Brückenbau gearbeitet. Ich glaube, ich habe alle Brücken der Schweiz gebaut. Tatsächlich haben wir nur die Installation mit Teerpapier gemacht. Wir wurden überall in der Schweiz eingesetzt. Als ich in Rente ging, hatte ich 250 Überstunden und 40 Tage Ferien zugut.

Herr F.

Nach der Rehabilitation von der Operation, musste ich mich um eine Arbeitsstelle bemühen. Ich hatte einen Arbeitsunfall. Bei der Gelegenheit entdeckte man, dass ich auch an einem Knochentumor leide. Sowohl der Anästhesist als auch die RAV-Beraterin machten mir Vorwürfe, dass ich die Landessprache nicht gelernt habe.

Herr K.

Die Wirtschaftslage

Fünf der 12 befragten albanischen Migranten führen den Status eines ordentlichen Rentners. Zwei von ihnen werden diesen Status innerhalb von einigen Monaten erlangen, bisher werden sie von der Invalidenversicherung unterstützt.¹ K. arbeitete am längsten auf dem Bau und war 59 Jahre alt, als er bei der Arbeit vom Gerüst stürzte. Es war vorgesehen, dass er nach einem Jahr in Frührente gehen würde, doch dann änderte sich alles – die Gesundheit, wie auch seine Pläne. Er musste lang behandelt werden. Bei der medizinischen Abklärung nach dem Unfall entdeckte man, dass er auch an einem Tumor leidet. Nach einer Verbesserung seiner gesundheitlichen Lage musste er sich eine Zeit lang um eine Arbeit bemühen. Schliesslich erreichte er den Status des Invalidenrentners zu 75 Prozent und bald geht er mit 65 Jahren in die reguläre Rente. Fünf der Befragten haben den Status des Frührentners, den sie aufgrund ihrer Arbeit in der Baubranche mit 60 Jahren erlangten. Die Dauer, wie lange sie diesen Status haben, ist unterschiedlich: Drei der Befragten sind seit einem Jahr in Rente, zwei von ihnen haben diesen Status seit zwei Jahren, drei der Befragten seit vier Jahren, einer hat den Status des Rentners seit 18 Jahren, zwei seit zehn Jahren und der letzte ist seit 12 Jahren pensioniert.

Bis auf einen behaupten alle Interviewten, weniger oder wesentlich weniger als während der Erwerbstätigkeit zu verdienen. Bei den Frührentnern ist es 80 Prozent des ursprünglichen Gehaltes. Dies kann jedoch auch relativ sein. F. war die meiste Zeit Stundenlöhner. Früher habe er bis zu 300 Stunden im Monat als Brückenbauer gearbeitet. «Es ist nicht zu vergleichen mit dem, was ist jetzt erhalte», sagt er. Die restlichen Teilnehmer der Befragung gaben an, sie erhalten nur 50 Prozent des früheren Lohnes. Einige sind bereit, absolute Zahlen zu nennen. 3'300 Schweizer Franken erhalte der älteste Rentner monatlich. Er lebt nur mit seiner Ehefrau zusammen, wird aber von den Kindern finanziell unterstützt. Ebenfalls 3'300 Schweizer Franken gibt ein anderer als Rente an. «Es sind 2'000 Franken weniger als früher, als ich berufstätig war», fügt S. hinzu, der ebenfalls nur mit seiner Ehefrau in einer Wohnung lebt. N. behauptet, er erhalte als Rentner etwa gleich viel wie vorher. Gearbeitet habe er als Gärtner in einem Spital, die Sozialleistungen seien dort auf bestem Niveau. Als er mit 63 in Pension ging, habe er 288'000 Schweizer Franken in der Pensionskasse gehabt. «Die Differenz zwischen meinem Lohn und der Rente lag bei 200 Schweizer Franken», versichert N.

Als ich pensioniert wurde, war ich ein wenig traurig darüber. Andererseits bin ich froh, dass ich meiner Frau zur Seite stehen kann. Sie hat nämlich drei Herzoperationen hinter sich. Früher musste ich sie alleine lassen und arbeiten gehen.

Herr S.

Ich wollte zwei Jahre in der Schweiz bleiben, um einen Traktor für den Ackerbau kaufen zu können, denn wir waren Bauern. Daraus wurde eine Ewigkeit. Ich kaufte den Traktor, dann noch einen zweiten. Ich kaufte einen Lastwagen und selbstverständlich ein Auto. Land habe ich gekauft, ein Haus gebaut. Ich konnte eine grosse Hochzeitsfeier für meinen Sohn geben. Alles durch den Einsatz in der Schweiz.

Herr R.

1 Zeitlich betrachtet aus der Perspektive der Durchführung des Gespräches.

Die Befragten behaupten einstimmig, die Ausgaben seien gleich hoch geblieben, seit dem sie pensioniert seien. Manchmal seien sie höher ausgefallen. «Mir bleiben nur 200 Franken im Monat übrig», berichtet B. Nur einer beklagt sich, er muss sich irgendwie abfinden, um für seinen Lebensunterhalt aufzukommen. Mindestens zwei Teilnehmer meinen, die Ausgaben seien höher als die Einnahmen. Sie seien jetzt öfter mit dem Auto unterwegs. Zwei weitere Befragte verzichten aus finanziellen Gründen auf das Auto. Fast alle geben an, sie essen nicht auswärts, gehen nicht ins Kino oder ähnliches – nur so können sie mit ihrer Rente auskommen.

Bei sechs der Befragten war die Ehefrau nicht erwerbstätig. Nur bei einem der Migranten geht hervor, dass seine Ehefrau gearbeitet hat. Vier dieser albanischen Migranten wohnen nur mit ihrer Ehefrau in jeweils einer 4½-, 2-, 2½- und 3-Zimmerwohnung. N., der seit vier Jahren verwitwet ist, wohnt ganz alleine in einer 2½-Zimmerwohnung. Der Rest der befragten Personen wohnt mit der Ehefrau und mindestens einem der Kinder zusammen. Immer ist es der Sohn und in zwei Fällen ist er nicht verheiratet und kinderlos. Ihr Haushalt sieht wie folgt aus: fünf Personen in einer 3-Zimmerwohnung mit 64 Quadratmetern, fünf Personen in einer 5½-Zimmerwohnung, drei Personen in einer 5½-Zimmerwohnung, drei Personen in einer 3½-Zimmerwohnung, drei Personen in einer 3-Zimmerwohnung, fünf Personen in einer 5½-Zimmerwohnung. Herr K. ist verheiratet, hat vier Kinder und lebt seit rund 42 Jahren alleine in einer 1-Zimmerwohnung. Die Familie hat er nicht in die Schweiz nachgezogen. «Oft mache ich Schulden bei den Freunden», gesteht er. F. müsse sich nie Sorgen darüber machen, ob er über die Runde komme oder ob es reichen werde, Ende Monat die Rechnungen zu zahlen. «Schliesslich wohne ich mit meinem Sohn zusammen, er arbeitet und wir führen ein gemeinsames Haushaltbudget», erzählt er. «Auch ohne den Beitrag des Sohns würde ich auskommen», fügt er hinzu.

Drei Teilnehmer erhalten Ergänzungsleistungen. «Mein Basislohn beträgt 298 Franken, die Differenz zu den 4'500 Franken machen die Ergänzungsleistungen aus», berichtet R. Seine 2'500 Schweizer Franken Einkommen setzen sich bei K. folgendermassen zusammen: 1'000 Schweizer Franken von der Invalidenversicherung, 800 von der Suva und 500 Schweizer Franken von der Pensionskasse. Eine ähnliche Erfahrung macht auch J.: Seine Rente wäre 290 Schweizer Franken. Rund 600 Schweizer Franken erhalte man aufgrund seiner Einbürgerung vom Kanton, «der Rest sind Ergänzungsleistungen», beschreibt J. sein Einkommen.

Eine Lebensversicherung, auf die man im Pensionsalter zurückgreifen kann, haben diese älteren albanischen Migranten nicht.

Ich konnte nie mehr frei singen mit einem albanischen Saiteninstrument wie ich dies in meiner Jugend tat. Auch jetzt als Rentner nicht. Ich habe so gut wie immer mit vielen Nachbarn zusammen gewohnt. In der Schweiz hat man einen anderen Geschmack und andere Gewohnheiten, was man respektieren muss.

Herr V.

Ich kann nicht nach grammatikalischen Regeln Deutsch sprechen. Im Schriftlichen bin ich noch schlimmer. Wenn jemand etwas von mir verlangt, verstehen wir uns bestens. Wenn ich von jemandem etwas brauche, dann kann es echt kompliziert werden.

Herr F.

Zwei von ihnen hätten allerdings eine gehabt, wenn sie diese nicht rückkauft hätten. S., der eine Zeit lang auf das Sozialamt angewiesen war und von diesem betreut wurde, musste sie sich wegen seinen finanziellen Bedürfnissen auszahlen lassen.

Von der Krankenkassenprämienverbilligung der kantonalen Ausgleichskasse profitiert die Hälfte der an der Befragung Teilnehmenden. «Dieses Jahr nicht mehr», sagt einer der Interviewten. Zwei weitere beklagen sich, dieses Jahr sei ihr Beitrag für die Krankenpflegeversicherung wesentlich weniger subventioniert worden. Einer habe keinen Antrag dafür eingereicht. Der nächste verwechselte die Krankenkassenprämienverbilligung mit der Krankenkassenänderung. Fünf der MigrantInnen berichteten darüber, wie sie krankenversichert sind. Drei der Interviewten wissen, dass sie bei ihrer Krankenkasse nur grundversichert sind. Zwei weitere wissen, dass sie auch eine Zusatzversicherung bei ihrer Krankenkasse haben.

Die Gesundheitslage

Die Angaben der Interviewten zu ihrer Gesundheit sind bemerkenswert. «Erträglich» bezeichnet A. seine Gesundheitssituation im Allgemeinen. Dabei musste er vor einigen Jahren seine Arbeit wegen eines Herzinfarkts aufgeben. Nun habe er ein wenig Schwierigkeiten mit dem Blutkreislauf. Sein grösstes gesundheitliches Problem wären allerdings seine Probleme mit den Gelenken. «Die Ärzte sprechen manchmal von Arthrose», sagt er. Zum Arzt geht er nicht regelmässig, jedoch mache er Kuren. A. geht an Krücken.

J. ist mit seinem Leben zufrieden. Er hat drei Herzbybässe hinter sich. Drei bis vier Mal jährlich muss er zum Arzt und seine Herztabletten nimmt er regelmässig. V. leidet an Bluthochdruck und Gelenkschmerzen. Er musste sich an einem Knie operieren lassen. Fünf Tabletten nimmt er täglich, darunter auch solche gegen Prostatabeschwerden.

«Zufriedenstellend», sagt ein anderer Teilnehmer auf die Frage hin, wie seine Gesundheitslage aussehe. Ob er an chronischen Krankheiten leide, beantwortet er mit nein. E. gehe nur dann zum Arzt, wenn er seine Tabletten gegen hohen Blutdruck beziehe. Bei der Gelegenheit lasse er noch einen Check durchführen. Seine Ausgaben für medizinische Zwecke liegen bei 700 bis 800 Schweizer Franken pro Jahr.

Die nächste Kategorie der Gesundheitssituation lautet: «Es geht». Darunter versteht K. seine Zuckerkrankheit, für die er

Momentan geht es mir gesundheitlich gut. Schwierigkeiten habe ich keine. Ich wünsche mir, ich werde sterben ohne grosse Schmerzen. Meine Söhne und die Schwiebertochter würden sich um mich kümmern, aber in einem Pflegeheim kann man das besser. Meine Frau musste ihre letzten Jahre in einem sehr qualifizierten Heim verbringen. Man hat sehr gut für sie gesorgt. Nur 20 Betten hatte dieses Heim. Ich könnte es einrichten, dort hin gebracht zu werden. Und ich wünsche mir, ich werde im selben Bett wie meine Frau sterben. Ich habe gehört, in Genf habe es einen muslimischen Friedhof. Wie auch immer: Ich möchte in Kosovo begraben werden.

Herr N.

alle zwei Monate zum Arzt muss. Dagegen nimmt er regelmässig Tabletten. 27 Jahre lang sei K. nie zum Arzt gegangen, bis sich der Arbeitsunfall ereignete, als er sich an der Wirbelsäule verletzte, und bei dieser Gelegenheit auch sein Tumorleiden entdeckt wurde. Dasselbe sagt auch R., der wegen seiner Diskurshernie eine Invalidenrente erhielt. Er muss seinen Rücken schonen und regelmässig Tabletten nehmen.

F. bezeichnet seine Gesundheitslage als gut. Er musste nur dieses Jahr drei bis vier Mal zum Arzt. Zwei Zehen haben sich aus Gewichtsgründen gestreckt, berichtet er. Früher sei er sehr selten zum Arzt gegangen. Auch nehme er keine Medikamente. Der 73-jährige N. stuft sich ebenfalls in diese Kategorie ein. Er habe sich vor einigen Jahren an einem Auge operieren lassen. «Eine harmlose Sache», sagt er. Nun gehe er alle sechs Monate zur Kontrolle zum Arzt. Medikamente nehme er keine. Als gut ordnet auch B. seinen Gesundheitszustand ein. Der 83-jährige hatte zwei Herzoperationen – die erste im Jahr 2008, die zweite letztes Jahr.

Zwei der Befragten qualifizieren ihre Gesundheitslage als sehr gut. Sie leiden weder an chronischen Krankheiten, noch nehmen sie Medikamente. P. ist 76 Jahre alt und geht alle zehn Jahre zum Arzt. S. der 15 Jahre jünger ist, lässt jedes Jahr einen Check durchführen.

Acht der darauf angesprochenen Rentner gehen alleine zum Arzt. Zwei der Teilnehmenden brauchen auch grundsätzlich keine Begleitung. Nur in speziellen Fällen ist es nötig: wenn die Angelegenheit ernst ist, muss jemand für sie übersetzen.

Beziehung zu der Familie und den Verwandten

Fünf der Teilnehmenden haben alle Kinder in die Schweiz nachgezogen und sie wohnen immer in der Nähe von einander. Sieben von ihnen leben getrennt – ein Teil der Kinder ist in der Schweiz, der Rest musste in der Heimat bleiben. Jedenfalls hat jeder der befragten albanischen Migrantinnen ausser seinen Kindern, oder einem Teil von ihnen, weitere Verwandte in der Schweiz: Geschwister, Nichten, Neffen, Schwägerinnen. «Mein Stamm ist der weitverbreitetste in der Schweiz», behauptet N. «Es ist unmöglich einen kurzen Spaziergang in meinem Wohnort zu machen, ohne jemandem von ihnen zu begegnen», fügt er hinzu. In der Tat ist es für einige auch der Grund dafür, weshalb sie ausgerechnet in die Schweiz gekommen sind.

Morgens bin ich immer vor acht Uhr wach. Ich bin auf nichts wirklich angewiesen. Als erstes mache ich mir eine Tasse heisses Wasser mit Zitrone. Es fördert den Herzkreislauf. Meiner Frau mache ich einen türkischen Kaffee. Dann erfolgen die ersten Anrufe oder Kurzmitteilungen. Oft werde ich auf diese Weise eingeladen, an einem Ereignis der Diaspora teilzunehmen. Nur auf die Medikamente und auf meine Frau kann ich nicht verzichten. Sie ist die liebste Person, die mich immer begleitet hat. Und auf die Leidenschaft des Journalismus.

Den Umgang mit dem Computer habe ich nach meiner Ankunft in der Schweiz, im Jahr 1995 gelernt. Jetzt bin ich fast ein Virtuose geworden. Im Facebook mache ich jeden Tag 15 neue Freunde. Nur die Waschmaschine kann ich nicht immer bedienen. Meine Frau hat auch oft Schwierigkeiten damit.

«Wöchentlich», wird am wenigsten genannt, wenn es um die Frage geht, wie oft man seine Verwandten trifft. K. ist der einzige, der seine Ehefrau und Kinder nicht in der Schweiz hat. Hier leben jedoch sein Bruder, ein Neffe und Cousins. Dasselbe trifft zum Teil auch für E. zu. Seine Töchter leben in der Schweiz, die Söhne nicht. «Mehr als die Woche», antworten drei Befragte. Die Antwort der weiteren drei Interviewten ist «täglich». «Mehr als täglich», sagt S. zu den Treffen mit seinem Sohn. Allerdings sind das nur die Antworten jener, die nicht mit den Kindern im selben Haushalt wohnen.

Für sechs der Befragten hat die Beziehung zu den Kindern und den Verwandten einen primär emotionalen Charakter. «Es ist das höchste Glück, wenn wir zusammen sind», erzählt A. Eine gegenseitig finanzielle Unterstützung ist nicht ausgeschlossen. Von einer ähnlichen Erfahrung berichten noch fünf weitere Teilnehmende. «Fast jeden Tag sind wir bei einem unserer Kinder zum Abendessen eingeladen», erzählt P. und setzt fort: «Unsere Ferien zahlen immer die Kinder, ohne das wir dies von ihnen verlangen. Sie wissen, dass wir mit meinem Einkommen alleine wahrscheinlich nicht auskommen würden». Für sechs weitere Migranten ist die Beziehung zu den Kindern und Verwandten absolut emotional. «Sehr oft werden wir von den Töchtern auswärts eingeladen, zum Abendessen oder ins Kino» berichtet J. und führt weiter: «Wenn sie einkaufen, kaufen sie manchmal auch Sachen für uns».

Engagement und Zeitvertrieb

Fünf der befragten albanischen Migranten gehen regelmässig in einen albanisch-islamischen Verein, der praktisch als eine Moschee fungiert. Sie geben an, gläubig zu sein und empfinden es als Segen, dass es diese Möglichkeit überhaupt gibt. «Dass wir jetzt ein solches albanisches Zentrum haben, bin ich sehr froh», berichtet P. Ein anderer Befragter erzählt von seinem Engagement und jenem seiner Gleichgesinnten für grössere und besser eingerichtete Räumlichkeiten des islamischen Vereins. Damit wollen sie die Jugendlichen für die Moschee gewinnen, sie sollen ihre Freizeit nicht vergeuden.

Diese fünf sind die einzigen Befragten, die praktizierende Moslems sind. «Ich bin gegenüber Nichtgläubigen reserviert. Wenn man einen Glauben hat – egal welchen – ist es ganz anders», erzählt K. Der Rest der Interviewten glaubt zwar an Gott, die Religion praktizieren sie allerdings nicht.

Ich habe kein festes Tagesprogramm. Ich mache nie um dieselbe Zeit Mittag. Beim Einkaufen bin ich zuständig für die Nahrungsmittel, meine Frau hingegen für die Kleidung. Immer kontrolliere ich zuerst, welche Lebensmittel in der Aktion sind. Ich darf keine schweren Lasten tragen, aber wir haben kein Auto. Der Laden ist nur ein paar hundert Meter entfernt. Manchmal kaufen wir in einem Laden mit Produkten aus der Heimat ein. Ich bin immer zu Fuss oder mit dem öffentlichen Verkehr unterwegs. Früher versetzte mich das Billettlösen an den verschiedenen Haltestellen in Stress. Jetzt habe ich ein Generalabonnement und muss mich nicht jedes Mal darum kümmern. Leider wird nicht immer Rücksicht auf die älteren Menschen genommen.

Fünf der Befragten waren oder sind nach wie vor Mitglied einer Arbeitnehnergewerkschaft. V. hat Ende der 80-er Jahren die Gewerkschaft verlassen, da er das Gefühl hatte, er zahle die Mitgliedschaftsgebühr umsonst. Er habe die Dienste der Gewerkschaft nie in Anspruch genommen. Auch wisse er nicht, wie und warum er der Gewerkschaft beigetreten sei. S. meinte, er brauche keine Gewerkschaft mehr, solange er von der Stiftung Far betreut werde. Ausserdem sei er zu diesem Zeitpunkt Sozialhilfeempfänger gewesen. «Damals zählte jeder Rappen», sagt S. Der dritte hatte eine Auseinandersetzung mit einem Gewerkschaftssekretär. Dies führte dazu, die Mitgliedschaft bei der Gewerkschaft zu kündigen.

N. sei jahrelang Mitglied eines Schachclubs in seinem Wohnort gewesen. «Und darüber hinaus Meister», erzählt er. Der Verein wurde aufgelöst, jetzt sei er nur ein Schachbegeisterter. J. hingegen ist Ehrenmitglied mehrerer Vereinigungen wegen seines sozialen Engagements. Er sei nur in einer albanisch-schweizerischen Organisation, die sich im Bildungsbereich einsetze aktives Mitglied.

Viel Zeit verbringen diese albanischen Rentner mit Freunden und Bekannten. Fast alle haben nur albanische Freunde. Mit anderen hätten sie sehr wohl Kontakte, beispielsweise mit ehemaligen Arbeitskollegen, aber nur gelegentlich. «Wir trinken eins, und das war's», heisst es. Auch unterhalten sie Beziehungen zu den Nachbarn, die oft Schweizer sind. Die primäre Funktion der Beziehungen mit albanischen Freunden ist bei allen Befragten der Austausch. In drei Fällen wird auch die gegenseitige Unterstützung angesprochen, auch die finanzielle. K. gesteht, dass er gelegentlich bei Freunden Geld ausleihen muss.

Fernsehen ist etwas anderes, womit sich die Befragten befassen und die Zeit vertreiben. Ohne Ausnahme geben dies alle an. Über fünf Stunden am Tag verbringe E. vor dem Fernseher. Drei der darauf Angesprochenen sagen, sie schauen praktisch nur albanisches Fernsehen. Vier der Befragten schätzen das Verhältnis zwischen dem Fernsehen in albanisch und jenem in deutsch auf 80 zu 20 Prozent. Bei zwei der Interviewten ist dieses Verhältnis 70 zu 30. Nur bei einem ist der Stand etwas ausgeglichener: 60 zu 40 Prozent. Drei dieser Migranten nennen Zeitungen und Zeitschriften in ihrem Medienverhalten. Bei J. haben die zuletzt genannten sogar die Priorität.

Leute genommen. Ich mache älteren Personen im Bus, Tram oder Zug immer Platz. Viele Jugendliche tun es sehr oft nicht. Das ist eine der Sachen, die in unseren Herkunftsländern besser funktioniert als in der Schweiz. Aber auch dort trifft man diesen Respekt immer seltener an.

Heute bereitet mir nur der Weg bis zum Bahnhof einen gewissen Stress, eine lange Reise geniesse ich aber unheimlich. Bei solchen Gelegenheiten nehme ich immer ein Buch mit, die Schweizer Züge kommen mir vor wie eine mobile Bibliothek.

Sehr oft mache ich Tagesreisen mit meinen Enkelkindern, insbesondere wenn noch jene aus Kosovo in der Schweiz sind. Vom Wohnort bis Oerlikon fahren wir mit dem Bus. Dann nehmen wir das Tram: die Nummer zehn. Eine wahre Attraktion für die Kinder ist die Reise mit der Seilbahn Rigiblick. Von hier aus können sie ganz Zürich bewundern.

Beziehungen zur Heimat

Alle Befragten sind im Kontakt mit ihren Angehörigen, Verwandten und Freunden in der Heimat. Über das Telefon, aber auch über die neuen Medien kommunizieren sie miteinander. «Sicher!», sagt S. «Aber es werden immer weniger», fügt er hinzu. «Die ehemaligen Freunde gibt es fast nicht mehr», berichten zwei weitere ältere albanische Migrantinnen.

Zwei der Befragten gehen nur einmal jährlich in die Heimat, wo sie vier bis sechs Wochen bzw. einen Monat verbringen. Fünf weitere Interviewte sagen, sie reisen zweimal im Jahr in ihre Heimat und bleiben dort je vier Wochen. Zwei sogar länger – bis zu vier Monaten. Wiederum zwei weitere Personen gehen zwei bis dreimal jährlich in ihr Herkunftsland. Diese bleiben bis zu acht Wochen dort. Einer, der seine Familie nicht in die Schweiz geholt hat, geht alle eineinhalb Monate hin und verbringt eine bis zwei Wochen in der Heimat.

Typisch für die albanischen Migrantinnen ist das Haus, es hat generell einen hohen Stellenwert in der Hierarchie ihrer Lebensziele. Fast alle Befragten haben ein Haus in ihrem Heimatland. Die Mehrheit der Interviewten hat es nach der Emigration in die Schweiz gebaut. Das und der Erwerb von Land waren die Gründe schlechthin, weshalb sie migrierten. Aus ihrer Sicht haben die meisten Einwanderer ihr Ziel, weswegen sie in der Schweiz gekommen sind, grösstenteils erreicht. 12 Hektar Land konnte P. kaufen. Neun Mal sei er nach Mekka gepilgert. «Für alle meine Vorfahren», betont er. Selbstverständlich konnte er auch ein neues Haus bauen. «Alles durch die Schweiz», bemerkt P. «Statt vier, wie ursprünglich geplant, wurden es sieben Hektaren Land, die ich kaufte», berichtet N. Darüber hinaus habe er durch seinen Einsatz in der Schweiz für jeden seiner drei Brüder ein Haus gebaut. Ein weiterer habe 1986 mit dem Bau seines Hauses angefangen, abschliessen konnte er den Bau erst vor kurzem. Mehrmals musste er bei Schweizer Banken dafür Kredite aufnehmen, die er alle beglichen hat. Nun würde er das Haus am liebsten verkaufen und Mazedonien ganz verlassen. Er ist sehr enttäuscht von der politischen Elite des Landes. Fünf Interviewte konnten kein neues, grosses Haus in der Heimat bauen. Dafür konnten zwei von ihnen, die wegen der Repression des Milosevicregimes geflohen waren, ihre Freiheit erringen. Weiteren drei gelang es, ihren Lebensstandard zu verbessern bzw. ihren Kindern einen Hochschulabschluss zu sichern. Die Kinder eines der Befragten haben ihre Studien an einer Schweizer Universität abgeschlossen.

Der nächste Halt ist der Zürcher zoologische Garten.

Ich freue mich genauso wie die Kinder auf diese Momente. Nicht nur weil ich mit meinen Nichten und Enkeln zusammen bin, es ist fast eine Kompensation für die Versäumnisse in meinem Leben. In meiner Kindheit konnte ich solche Freuden nie erleben. Bei der Rückfahrt machen wir einen anderen Halt im chinesischen Park. Diese Sehenswürdigkeit ist ein Geschenk der Einwohner einer chinesischen Region als Zeichen ihrer Dankbarkeit für eine Investition des Kantons Zürich, die ihnen das Trinkwasser sicherte. Was sie aber nicht vergessen sollen, ist die Tatsache, dass auch die Wasserversorgung in unserer Heimatstadt ein Geschenk der Schweizer Regierung ist. Die Tatsache dass wir der Schweiz dafür keine Sehenswürdigkeit geschenkt haben, bereitet den Enkelkindern ein schlechtes Gewissen. Die Rückreise setzen wir über den See mit einem Boot fort.

Die Gretchenfrage

«Und wie steht es mit der Rückkehr?» – lautet die Frage, die alle für diese Arbeit befragten älteren albanischen Migranten in Verlegenheit bringt. Zwei antworten darauf mit einer Frage. «Und was mache ich dort alleine?», entgegnet A. «Wohin soll ich gehen? Mit wem soll ich dort bleiben?», erwidert R. Zwei weitere Befragte antworten: «Ich habe alle meine Leute hier...». Diese Antworten werden als ein unbestimmtes Nein eingestuft. Ein solches «Nein» ist auch die Antwort von B. Er lebt mit seinem 36-jährigen Sohn zusammen, der körperlich schwer behindert ist. Weder sich bewegen, noch sprechen kann er. Der Sohn sitzt im Rollstuhl und kommuniziert über einen speziellen Computer, der von der Invalidenversicherung finanziert werden konnte und ein Vermögen kostete. In Kosovo wären die Bedingungen für ein solches Leben nicht vorhanden.

Ein schwächeres Nein auf diese Frage liefert V.: «Ich habe meine Mission erfüllt, wenn der Sohn soweit ist, können wir die Schweiz verlassen». S. gibt eine ähnliche Antwort darauf: «Ich würde die Schweiz tatsächlich verlassen, habe aber keinerlei Verwandte in Kosovo. Nur einen Sohn habe ich, und er lebt hier». Bis auf zwei Fälle sind alle ihre Kinder in der Schweiz eingebürgert.

Zwei der Befragten würden die Schweiz definitiv verlassen – sie wollen es. «Gewiss würde ich die Schweiz verlassen», bestätigt E. «Ich kann aber nicht», fügt er hinzu. Er bekomme keine Rente in Kosovo, wenn er die Schweiz offiziell verlasse, weil es kein Abkommen über die Sozialversicherungen zwischen der Schweiz und Kosovo gäbe. Dies habe er erst erfahren, nachdem er seine Abreise geplant habe. Nach der Loslösung Kosovos von der jugoslawischen Föderation bzw. Serbien und Montenegro müsste das Land einen neuen Vertrag mit der Schweiz abschliessen. Am 10. Dezember 2010 sei die Frist dafür abgelaufen. Das Abkommen sei, aus welchen Gründen auch immer, nicht zustande gekommen. «Jetzt kann ich die Schweiz nicht verlassen, ich bekomme schlichtweg meine Rente in Kosovo nicht», erklärt E. den Sachverhalt. K. würde die Schweiz auch verlassen, wenn er es könnte. Er sieht keinen Ausweg: seine ganze Familie lebt in Kosovo. Rund 40 Jahre hat er ohne seine Frau und Kinder in der Schweiz gelebt. Er wollte nicht, dass die Kinder migrieren; jetzt bedauert er den Entscheid, sie nicht in die Schweiz geholt zu haben. «Ich möchte endlich mal mit meiner Familie zusammenleben», sagt er.

Als sie in die Schweiz gekommen sind, wollte nur einer der Befragten länger hier bleiben: vier bis fünf Jahre. «Unbestimmt»,

Das letzte Stück unseres Weges legen wir mit dem Zug zurück. Während solchen Reisen gebe ich den Kindern meine Fotokamera. Während sie diese Momente festhalten, mache ich mir Gedanken über ihre Zukunft. Für mich ist es klar: Sie sollen dort leben, wo sie am meisten profitieren können und das Beste von sich geben können.

Nie mache ich mir darüber Sorgen, mein Herz könnte bei diesen Reisen versagen. Ich mache mir manchmal Sorgen über meine Söhne, die freiwillig die Schweiz verliessen und in Kosovo ein Bussines gründen. Sie sind oft mit dem Auto unterwegs, und die Strassen in Kosovo sind nicht die sichersten.

sagt einer, der aus politischen Gründen auswandern musste. Zwei der Befragten hatten die Schweiz einmal nach einer bzw. zwei Saisons verlassen. Sie hielten es nicht aus, weit weg von der Familie und der Heimat zu wohnen.

Dilemmas der älteren Albaner

Auf die Frage, welche ihre Altersprobleme seien, mit denen sie konfrontiert werden, und welche Erwartungen und Forderungen sie an das System oder die Gesellschaft haben, folgten keine konkreten Antworten.

Generell meinen die Befragten, sie können sich mit allen Angelegenheiten abfinden. Um die administrativen Arbeiten und das Ausfüllen all der Formulare, die man in der Schweiz von Zeit zu Zeit erhält und einreichen muss, kümmern sich die Kinder. «Seit 27 Jahren macht das meine Tochter für mich», sagt B. Vorher sei es entweder ein Freund, die Schweizer Ehefrau eines Freundes oder auch ein gutwilliger Mann vom Dorf-Kiosk gewesen, der sich der Sachen annahm. Einige wandten sich für bestimmte Angelegenheiten an die Gewerkschaft oder die Rechtsschutzversicherung. Die Steuererklärung konnten sie von einer Person, die sich damit auskennt, gegen ein anspruchsloses Entgelt ausfüllen lassen. «In der Schweiz ist alles genau eingerichtet», sagt F.

Bei drei der Befragten kann man auf Grund ihrer Aussagen ein Gefühl der Ohnmacht erkennen, das sie manchmal quält. Sie möchten arbeiten, etwas tun – sehr bald erkennen sie jedoch ihre Grenzen. P. möchte das Land bestellen, für das er in die Schweiz auswandern musste; B. möchte etwas basteln, er sei Schreiner gewesen; F. möchte eine längere Reise mit dem Velo unternehmen – die Kräfte reichen ihnen dafür nicht. Sie müssen ihre Ambitionen aufgeben.

Die Aussagen dieser albanischen Migranten können manchmal metaphysische Züge annehmen. Die Langeweile füllt das Dasein von A. Ihn beschäftigt das Dilemma, in die Heimat zurückzukehren oder in der Schweiz weiterzuleben. Wie lange noch in der Schweiz? Was machen in der Heimat? Diese Konflikte können manchmal auch klar zum Vorschein kommen: «Ich hoffe sehr, dass ich nicht in eine Situation gerate, in der ich andern Mühe bereite», wünscht sich N. Dasselbe äussert P.: «Ich möchte sterben, solange ich noch selber gehen kann».

K. und E. haben ein konkretes Problem: Wie können sie ihren Rentnerstatus regeln und die Pension in Kosovo beziehen?

Bevor ich ins Bett gehe, schaue ich mit meiner Frau fern – in albanisch wie in deutsch. Dabei wandert man in solchen Momenten mit den Gedanken irgendwo anders. Die Erinnerungen führen mich immer in die Kindheit zurück und zwar zu schlechten Momenten meines Lebens. Wir waren sehr arm. Vielleicht habe ich deswegen meine Kinder zur Solidarität mit anderen Leuten erzogen.

Vorerst möchte ich die Schweiz nicht verlassen. Ich bin sehr oft in meiner Heimat und bleibe lang dort. Es ist traurig zu sehen, dass jedes Mal ein Freund weniger ist. Wir organisieren jedes Jahr Klassentreffen, und das fällt so auf.

Sie alle hatten eine bessere Gesundheit als ich. Wahrscheinlich mussten sie wegen der medizinischen Vorsorge, die sie nicht hatten, früher aus dem Leben scheiden.

K. möchte auf diesen Umstand aufmerksam machen, weiss jedoch nicht an wen er sich wenden müsste. «Man kann nicht spezielle Gesetze für mich anfertigen», sagt er dazu und weist gleichzeitig auf einen Widerspruch hin, den er nicht erklären kann.

Einer der Befragten, der bald in die ordentliche Rente geht, erwartet eine Einkommensanpassung für einen vernünftigeren Lebensstandard. Er erzählt von der Mühe, mit seinem Einkommen eine Wohnung zu bekommen. Erhalten hat er die Wohnung, in der er gegenwärtig wohnt, nur durch seinen Sohn. Eigentlich habe der Sohn sich für die Wohnung beworben und sie erhalten.

Drei der Befragten können sich vorstellen, in einem Pflegeheim zu landen. Es ist nicht so, dass sie sich von den Kindern im Stich gelassen fühlen, es geht um Kompetenzen. «Als meine Ehefrau krank wurde, konnten ich und meine Schwiegertochter sie nicht bewegen. Die Pflegefachfrau im Heim wusste jedoch sehr geschickt mit ihr umzugehen», erzählt er. «Vielleicht wird mein Sohn ausgerechnet in einem kritischen Moment für mich einfach nicht da sein», meint S.

Weitere drei Teilnehmende wünschen sich, nicht in einem Heim zu enden. Sie meinen alles für ihre Kinder geleistet zu haben, es sei nun ihre Pflicht, sich um die Eltern zu kümmern, wenn sie nicht mehr selber dazu in der Lage seien.

Nie gehe ich vor ein Uhr nachts schlafen. Ich träume sehr oft, wie die serbische Polizei mich verfolgt, verhaftet und exekutiert. Wenn ich wach bin, liebe ich das Leben umso mehr.

Herr J.

Ein Werdegang

V. ist vor 62 Jahren als viertes Kind seiner Eltern in einem Dorf Mazedoniens zur Welt gekommen. Drei Geschwister folgten in einem Abstand von je zwei Jahren. Die Familie sicherte ihre Existenz durch die Landwirtschaft. Schon als Kind wurde er in den Familienbetrieb eingegliedert. «Ich besuchte den Unterricht einen Monat nach Schulbeginn und beendete ihn zwei Monate vor Schullehre», erzählt er. Dieses Ritual konnte nicht ewig wiederholt werden, nach der obligatorischen vierten Klasse musste er die Schulbildung ganz abbrechen.

Als Hirt entwickelte V. eine Leidenschaft für die Musik. Ein traditionelles albanisches Saiteninstrument konnte er sich nicht leisten. «Das war ganz einfach ein Luxus», erklärt V. Also baute er sich selber eins. Darauf folgten weitere Stücke für sich und andere Musikbegeisterte. Ein Schwager, dessen Haus von einer Überschwemmung weggetragen wurde, habe ihm gesagt: «Was ich am meisten bedauere von allem, was ich verloren habe, ist dein Instrument». V. wurde zu einem Volksmusikstar in seiner Gebirgsregion.

Das Leben in dem von der Modernisierung abgeschlossenen Dorf rentierte nicht mehr. Als erster migrierte sein älterer Bruder nach Österreich. Daraufhin folgte ihm V. Es handelte sich um einen einjährigen Einsatz in der Baubranche in Österreich. Nach weniger als zehn Jahren wanderte die Familie auf der Suche nach einer besseren Lebensperspektive in die 15 Kilometer weit entfernt liegende Stadt aus. Nur der Vater verliess das Dorf nicht, er war zu stolz dafür. Die Gebrüder, die mittlerweile auf dem Bau tätig waren, konnten in aller Eile ein Haus in der Stadt bauen. Die Familie hatte sich noch nicht richtig eingerichtet, als der ältere Bruder festgenommen und zu sieben Jahren Haft verurteilt wurde. Er war an einer illegalen Organisation beteiligt, die sich für mehr Rechte für die albanische Volksgruppe Mazedoniens und Jugoslawiens einsetzte.

Das Haus, das sie gebaut hatten, war gross, aber die unterdessen 20-köpfige Grossfamilie konnte nur einen Drittel davon bewohnen, der Rest war nicht fertig gestellt. Dazu brauchte es weitere Investitionen. V. selber hatte mittlerweile zwei Kinder: einen Sohn und eine Tochter. 1985 wagte er die Auswanderung in die Schweiz. Das Land wurde gelobt für die Möglichkeiten, die es bot. Seine Währung hatte in Mazedonien Hochkonjunktur. V. leistete in St. Gallen und Basel einige Kurzeinsätze. Durch einen Landsmann, der eigentlich zu einem Vermittlungsbüro wurde, kam er zu einer Baufirma im Aargau. Nach fünf neunmonatigen Einsätzen erlangte er die Aufenthaltsbewilligung B und holte seine Ehefrau und die Kinder in die Schweiz. Die Kinder waren in der Schule erfolgreich. «Sie sind mein ganzer Stolz», betont V. Um für sie und die grosse Familie aufzukommen, musste er hart arbeiten. Später, als jeder Bruder sein eigenes Leben führen konnte, schickte er seinem Bruder bei dem die Mutter lebte, regelmässig Geld. Er solidarisierte sich von Zeit zu Zeit mit Initiativen zur Unterstützung von Hilfsbedürftigen in der Heimat. Insbesondere während des Krieges, als das wirtschaftliche und soziale Leben lahmgelegt wurde.

In den ersten Jahren seines Schweizer Aufenthaltes hatte V. nicht einmal ein Auto. Die fünf Kilometer lange Strecke zur Arbeit legte er sowohl im Sommer wie auch im Winter mit dem Velo zurück. Mit seinen Leuten in der Heimat telefonierte er einmal wöchentlich von einer Telefonkabine aus. Für jeweils fünf Schweizer Franken konnte er sich mit seiner Familie rund drei Minuten unterhalten. Oft brach die Verbindung mitten im Gespräch ab oder sie kam gar nicht zu Stande. Die Leidenschaft für die Musik begleitete ihn weiterhin. Er konnte jedoch nie mehr frei singen,

wie in seiner Jugend. Die Leute hier pflegen andere Gewohnheiten und haben einen anderen Geschmack, so der Migrant.

Ausgerechnet als die Kinder am meisten auf seine Unterstützung angewiesen waren, liessen seine Kräfte nach. V. musste sich einer Operation unterziehen, zunächst nur an seinem linken Knie. Als bald er anfang 100 Prozent zu arbeiten, wurde ihm nach 15 Jahren Arbeit bei derselben Firma gekündigt. Auftragsmangel lautete die Begründung. «Gleichzeitig wurden Stellen ausgeschrieben», bemerkt V.

Eine für ihn völlig unbekannte Erfahrung fing an. Seine Bewerbungen für eine neue Stelle blieben erfolglos. Mittlerweile hatte er angefangen, Geigen zu bauen und führte eine Kollektion von mindestens sieben Stück. Sehr oft bewarb sich V. für eine Stelle als Schreiner, seine Geigen führte er als Arbeitsproben an. Die auf Massenproduktion ausgerichteten Unternehmer würdigten seine Leistung, für eine Anstellung verlangten sie jedoch ein Diplom und ein jüngeres Alter.

Eines Tages musste V. wegen Herzrhythmusstörungen notfallmässig hospitalisiert werden. Man stellte die Vorstufe einer Thrombose fest. Nach einigen Tagen Spitalaufenthalt musste er, unter anderem Antikoagulantien einnehmen, und wurde somit zum Bluter.

Nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit wurde V. Sozialhilfeempfänger. «Nie habe ich mir vorstellen können, dass es dazu kommen könnte», zieht V. Bilanz. Im Rahmen der Arbeitslosenbetreuung konnte er an einem Beschäftigungsprogramm teilnehmen, wo er seine Deutschkenntnisse, insbesondere im Hinblick auf die Arbeitssuche, verbessern durfte. In dieser Zeit konnte er die Staplerprüfung ablegen.

Schliesslich durfte V. einen Temporäreinsatz auf dem Bau leisten. Dann einen anderen und wiederum einen anderen. Nach eineinhalb Jahren bewarb er sich um eine feste Stelle bei der Firma, in der er 15 Jahren lang gearbeitet hatte und abrupt entlassen worden war. Er durfte die Stelle antreten, zunächst mit einem befristeten Arbeitsvertrag.

Fünf Jahre später wurde V. 60. Nach dem Beispiel einiger seiner Arbeitskollegen hatte er das Dossier für die Frührente vorbereitet und bei der Stiftung Far eingereicht. Übrigens: um diese Angelegenheiten hatten sich immer seine Kinder gekümmert. «Mir fiel es schwerer, den Bericht zum Arbeitstag zu verfassen, als die Arbeiten auf dem Bau zu verrichten», ironisiert V. die Situation. Sehr bald stellte sich heraus, dass er die Bedingungen für eine Frührente nicht erfüllte: Ihm fehlten zwei Jahre Arbeitserfahrung auf dem Bau. Es erwies sich, dass das Unternehmen ihn für die letzten zwei Jahre nach der Wiedereinstellung im Gartenbau eingetragen hatte. Er wusste nichts davon, nach wie vor hatte er dieselbe Tätigkeit ausgeübt. Diese Zeit wurde ihm nicht angerechnet und der Pensionierungsprozess zögerte sich hinaus. Mit 62 durfte V. in Rente gehen.

Momentan bekommt V. ca. 80 Prozent seines ursprünglichen Lohnes: rund 4'500 Schweizer Franken brutto. Die Ausgaben blieben jedoch gleich. «Ich gehe ohnehin nicht aus, sonst gebe ich mehr aus als früher», rechnet er aus. Zum Glück wohnt V. mit seinem Sohn zusammen. Dieser, wie die Tochter auch, hat einen Universitätsabschluss und ist berufstätig. Sie führen praktisch ein gemeinsames Budget. Gelegentlich geht er weiterhin bei seiner letzten Firma arbeiten. «Wenn es um Sachen geht, die in mein Spezialisierungsgebiet fallen, rufen sie mich selber an», erzählt V. Er darf bis zu 20'000 Schweizer Franken im Jahr dazuverdienen.

Der Tagesablauf hat sich seit der Pensionierung wesentlich verändert: V. kann es sich leisten, später ins Bett zu gehen, trotzdem ist er um 6.00 Uhr wach. Morgens nimmt er jeden Tag folgende Tabletten: Atenol 100 mg, Conversum 10 mg und Tamsulosine – je eine Hälfte. Abends nimmt er regelmässig: Aspirin Cardio 100 mg und Simcora 40 mg. Das Geigenbauen relativiert ein wenig den Zeitüberfluss, jedoch geht noch nicht alles genau auf. Ein Velo hat er sich gekauft und fährt damit täglich eine Strecke von zehn Kilometern. Er hat Satellitenempfang und ist sehr froh darüber. In einer früheren Wohnung konnte er keine albanischen Sender empfangen. Jetzt schaut er mindestens zwei Stunden pro Tag fern. Nur ein Viertel in deutscher Sprache. Die Schweizer Medien schätzt er allerdings mehr als die albanischen, «aber sie sind den Albanern gegenüber oft ungerecht», fügt er hinzu. Am meisten würdigt er die Leistungen der Verwaltung und der Polizei. Am wenigsten Vertrauen hat er in die Unternehmen.

V. wollte die Schweiz nach seiner Pensionierung verlassen. Die Schweizerbürgerschaft hat er weder erlangt noch beantragt. Der Sohn und seine Familie haben das Verfahren bereits eingeleitet, die Tochter verfügt seit mehr als drei Jahren darüber. Der Neffe besucht die erste Klasse der Primarschule. V. bringt ihn zur Schule und holt ihn gelegentlich auch ab. Die Ferien verbringt er stets in der Heimat. Als Rentner kann er sich leisten, länger dort zu bleiben. Bis zu zwei Monaten verbringt V. jetzt in der Heimat. Länger kann er dem Neffen und den andern nicht fern bleiben. Ein Haus nach Migrantenstil konnte er in seiner Heimat nicht bauen, er hat seinen Kindern je ein Studium in der Schweiz ermöglicht. Jetzt ist der Sohn dran, ein Haus zu bauen. Wenn er soweit ist, kann er die Schweiz verlassen. V. legt grossen Wert auf die Familie und ihren Zusammenhalt.

Fazit

Die Ankunft der Befragten in der Schweiz erfolgte während den Jahren 1967 und 1995. Der älteste von ihnen hat Jahrgang 1930, der jüngste 1953. Das Durchschnittsalter der interviewten Migranten beträgt rund 70 Jahre. Die durchschnittliche Dauer des Aufenthaltes dieser älteren Migranten in der Schweiz ist 33 Jahre. Etwa zwei Drittel von ihnen kommt aus Kosovo, vier stammen aus Mazedonien und einer aus dem Presevoval. Keiner kommt aus Albanien. Ein Drittel der Interviewten lebt in der französischsprachigen Schweiz, der Rest in deutschsprachigen Gebieten des Landes. Nur einer ist eingebürgert, alle andere haben die Niederlassungsbewilligung C. Einer hat einen Universitätsabschluss, ein anderer ist praktisch Analphabet. Etwa die Hälfte von ihnen hatte die Gelegenheit, in der Schweiz bescheidene Weiterbildungskurse zu besuchen, seien es Sprachkurse. 3,8 beträgt die Durchschnittsnote der Landesprachen gemäss der Selbsteinschätzung ihrer Kenntnisse. Bau ist die Branche, in der die Teilnehmenden am häufigsten tätig waren. Funktionen mit Verantwortung kommen nur einmal vor. Hiermit wird diese Beobachtung nur bestätigt (vgl. Bolzman et al. 2002).

Die Einkommen der Rentner seien kleiner geworden, die Ausgaben hingegen gleich geblieben. Sie erhalten 50 bis 80 Prozent des ursprünglichen Lohnes. Diese Angaben stimmen mit den offiziellen Statistiken zum Einkommen älterer Migranten ziemlich überein (vgl. EKM: 4). Fünf der Befragten sind in Frührente, ebenso viele in regulärer Rente und zwei werden von der IV unterstützt, werden jedoch in einigen Monaten in ordentliche Pension gehen. Insgesamt machen sie rund 70 Jahre Rentezeit aus. Nur bei einem der Migranten geht hervor, dass auch die Ehefrau gearbeitet hat. Dieser ist mittlerweile verwitwet und lebt alleine. Vier von ihnen wohnen nur mit der Ehefrau zusammen, der Rest lebt gemeinsam mit der Ehefrau sowie einem Sohn und seiner Familie.

Die weiteren Kinder wohnen auch ganz in der Nähe. Diese Verhältnisse sind für die Forschung in diesem Bereich auch nicht neu. (vgl. Bolzman et al. 2001: 100). Pro Person steht durchschnittlich jedem der Mitbewohner dieser Rentner ca. 1,2 Zimmer Wohnraum zur Verfügung. Zwei der Befragten, die eine Lebensversicherung hatten, mussten sie unterbrechen respektive zurückkaufen. Die Hälfte von ihnen profitiert von der Krankenkassenprämienverbilligung der kantonalen Ausgleichskasse. Eine Zusatzversicherung haben mindestens zwei der Befragten.

Ihre gesundheitliche Situation beschreiben diese älteren albanischen Migranten als erträglich, zufriedenstellend, «es geht», gut. Nur zwei von ihnen stufen sie als sehr gut ein. Offensichtlich liegt in einigen Fällen eine Verharmlosung dieser Dimension der Lebensqualität vor. Sie führen Beschwerden wie Arthrose, Herz-Kreislaufstörungen, Diskushernie auf. Ob diese gesundheitlichen Probleme mit der ausgeübten Arbeit zusammenhängen, wie dies in anderen Studien festgestellt wird (vgl. Bolzman 2000: 34), kann nicht beurteilt werden. Im Schnitt gehen sie mindestens drei Mal jährlich zum Arzt. Einer gehe ein Mal in zehn Jahren zum Arzt. Nur in bestimmten Fällen werden sie von jemandem dabei begleitet.

Fünf dieser befragten Migranten sind Mitglieder eines albanisch-islamischen Kulturvereins und somit die einzig praktizierenden Moslems dieses Panels. Wiederum fünf von ihnen waren und sind zum Teil immer noch Mitglied einer Arbeitnehmergewerkschaft. Einer war Mitglied eines Schachclubs. Ein weiterer ist nur in einem albanisch-schweizerischen Bildungsverein aktives Mitglied. Die meisten der Teilnehmenden haben nur albanische Freunde, die Beziehung zu ihnen kann in bestimmten Fällen auch interessenbezogen sein. Ein Teil ihrer Zeit verbringen sie vor dem Fernseher. Die darauf angesprochenen Migranten schauen im Schnitt 75 Prozent Fernsehen in albanisch und 25 Prozent in einer Landessprache der Schweiz. Das meistverfolgte Format von diesen älteren Migranten sind die Nachrichten.

Alle Befragten unterhalten relativ intensive Kontakte zu ihren Angehörigen, Verwandten und Freunden in der Heimat. Sie reisen durchschnittlich zwei bis drei Mal jährlich in ihr Herkunftsland. Insgesamt verbringen sie etwa 35 Monaten im Jahr in der Heimat. Alle dieser Migranten konnten nach Ihren Schilderungen ihr Ziel, das sie zur Auswanderung in die Schweiz bewog, erreichen. Meistens handelt es sich um konkrete Ziele, wie zum Beispiel ein Haus bauen oder Land kaufen, das ihre Lebensgrundlage in der Heimat darstellte, Mittel für die Landbestellung organisieren, vor der Staatsrepression fliehen. Also haben sie alle mehr oder weniger Eigentum in der Heimat. Diese Bilanz konnten auch andere Migrantengruppen ziehen (vgl. Bolzman et al. 2002: 22).

Der Durchschnitt der Dauervorstellung ihres Aufenthaltes in der Schweiz liegt bei knapp über drei Jahren. Bei acht der Befragten – und das ist die Mehrheit von ihnen – steht heute eine Rückkehr in die Heimat nicht in Aussicht (vgl. ebd.: 22). Zumindest nicht sofort. Der Grund dafür sind meistens die Kinder, ohne ihre Söhne und Töchter mache es keinen Sinn, dass sie zurückkehren. Dabei sind bis auf zwei Fälle alle ihre Kinder in der Schweiz eingebürgert. Zwei der darauf angesprochenen Migranten würden umgehend die Schweiz verlassen. Diesen Schritt können sie jedoch nicht vollziehen, weil sie in der Heimat ohne ihre Rente auskommen müssten. Das Nichtvorhandensein eines Abkommens über die Sozialversicherungen zwischen der Schweiz und Kosovo verhindert die Allokation dieser Mittel in Kosovo. Es gibt einen weiteren Hinweis, der darüber Auskunft gibt, welche Priorität die Rückkehr in die Heimat hat. Keiner der Migranten, bei dem eine Rückkehr in Aussicht steht, thematisiert die Problematik des Abkommens über die Sozialversicherungen mit der Schweiz.

Diese Migranten empfinden ihre Schwierigkeiten im Umgang mit administrativen Angelegenheiten und die Tatsache, dass sie diese durch ihre Kinder erledigen lassen müssen, als eine normale Entwicklung der Dinge. Sie stellen fest, dass sie in ihren physischen Eigenschaften wesentlich eingeschränkt sind und haben sich mit dieser Realität abgefunden.

Ernsthaft beschäftigt sie der Gedanke, dass sie einmal schwer krank werden und sich nicht mehr selbst bewegen könnten. Einige können sich vorstellen, in einem Pflegeheim zu wechseln, sie würden es sogar vorziehen. Gleich viele erwarten in einer solchen Situation die Pflege durch ihre Kinder. Es sei ihre Pflicht, sich um sie zu kümmern. Ratlosigkeit herrscht bei den Betroffenen, die ihre Rente in Kosovo nicht beziehen können.

Vertrauen als Integration und Erwartung

Aus den bisher angesprochenen Themen geht nicht klar hervor, ob die Gruppe älterer albanischer Migranten bestimmte Erwartungen an die Schweizer Institutionen und an die Schweizer Gesellschaft im Allgemeinen hat und welche das sind. Ausserdem konnte ihre Beziehung zu den Schweizer Bürgern im Allgemeinen nicht erfasst werden. Die meisten Fragen bzw. Antworten beziehen sich hauptsächlich auf die Beziehungen zu den Verwandten und Bekannten der Befragten. Um das Bild der Einstellungen dieser Migranten zu den Schweizer Institutionen und den Schweizer Bürgern im Allgemeinen ergänzen zu können, wurde die Problematik des Vertrauens in das Arbeitskonzept miteinbezogen. Sie soll zudem Aufschluss geben über den Integrationsstatus dieser Migranten.

Vertrauen in Mitmenschen

In der Literatur wird das Vertrauen in die Mitmenschen oder das interpersonale Vertrauen, wie es genannt wird, als eine grosse Ressource der Gesellschaften betrachtet. Es wendet sich an die Zukunft, stellt eine Quelle der ökonomischen Entwicklung dar, führt zur Glückseligkeit der Bürger (Freitag 2001). Das Vertrauen gibt schlechthin Auskunft über die Konsistenz einer Gesellschaft und als solches kann es als ein Integrationsindikator ausgelegt werden.

Für die Operationalisierung des Vertrauens in die Mitmenschen wird traditionell die Frage verwendet: *Würden Sie ganz allgemein sagen, dass man den meisten Menschen vertrauen kann (1), oder kann man im Umgang mit den Menschen nicht vorsichtig genug sein (0)?* (Freitag 2005). Sechs der dazu befragten älteren albanischen Migranten antworten positiv darauf. «Ich bin einfach prädisponiert dafür, obwohl ich mehrmals enttäuscht wurde», sagt S. «Keinem in der Welt», antworten zwei weitere Befragte darauf. Obwohl es eine Frage ist, die man praktisch mit ja oder nein beantworten kann, laufen die Antworten dieser Migranten auf eine Grauzone hinaus. Die Einstellung von drei der Interviewten ist, dass man den meisten Menschen eher nicht vertrauen kann. Diese Einstellung suggeriere N. seine Erfahrung. Zwei von ihnen zitieren ein albanisches Sprichwort dazu, das in deutsch in etwa folgendes bedeutet: Selber sollst du vertrauenswürdig sein, den andern aber kein Vertrauen schenken. Hier liegt eindeutig keine optimale Situation vor. Betrachtet man es jedoch etwas genauer, stellt diese Einstellung keineswegs eine totale Ablehnung des anderen Unbekannten dar. Damit wird immerhin die eigene Bereitschaft bekundet, anderen zur Verfügung zu stehen.

In der Schweiz lag das Vertrauen in die Mitmenschen Mitte der 90-er Jahre bei 41 Prozent. In Serbien und Montenegro, worunter damals die Kosovo-Albaner fielen, betrug es 30.4 Prozent. In Mazedonien hingegen, das einen Teil der Albaner repräsentiert, lag das Vertrauen in die Mitmenschen nur bei 8.2 Prozent. Differenzierte Daten zu diesen zwei Ländern gibt es nicht. In der Schweiz lag das generalisierte Vertrauen – so wie das Vertrauen in die Mitmenschen auch genannt wird – im Jahr 1989 bei den 50-69-Jährigen bei 40 Prozent und im Jahr 1996 bei 46 Prozent. Bei den über 70-Jährigen lag das Vertrauen in die Mitmenschen im Jahr 1989 bei 36 Prozent und bei 42 Prozent im Jahr 1996 (Freitag 2001: 100; Freitag 2005: 580).

Vertrauen in die Institutionen

Nach dem eher horizontalen Beziehungsaspekt der gesellschaftlichen Angliederung erfolgt der vertikale Dimension: das Systemvertrauen. Diese stehen ohnehin in einer mannigfaltigen Beziehung zueinander. Prominent wurde die These verbreitet, dass die gesellschaftliche Fragmentierung einen negativen Effekt auf das Systemvertrauen hat (vgl. Maurer 2003: 41). Andere Studien widerlegen diese Behauptung oder belegen das Gegenteil davon (Ebd.: 41).

Das Vertrauen ist eine Einstellung, die sich in einem Sozialisationsprozess entwickelt. Vertrauen in Institutionen stellt eine Dimension des Systemvertrauens dar. Es gilt als eine diffuse Einstellungsform zu einem System (vgl. Pickel/Walz 1997). Diese Frage sollte Auskunft darüber geben, wie zufrieden die älteren albanischen Migranten mit einigen Schweizer Institutionen sind.

In der Literatur kommen unterschiedliche Listen von Institutionen vor, deren Vertrauen erforscht wurde. Für die vorliegende Analyse wurde eine engere Auswahl von Einrichtungen getroffen, mit denen die Migranten wahrscheinlich öfters zu tun haben: Regierung, Parlament, Justiz, Verwaltung, Polizei, Arbeitsämter, Gesundheitswesen, Sozialversicherungen, Gewerkschaften, Medien, Bankwesen, Unternehmen. Die Reihenfolge der angesprochenen Institutionen bei den Interviews war allerdings anders, eigentlich umgekehrt. Die Befragten äussern sich nicht immer gerne über die politischen Institutionen eines Staates. Mindestens einer der Befragten lehnte höflich ab, seine Meinung zur Regierung und zum Parlament auszusprechen. Diese Einstellung zu den genannten Institutionen wird durch die Frage erfasst: *Wie viel Vertrauen haben Sie in die folgenden Institutionen? Nennen Sie eine Zahl von 1 für keines Vertrauen bis 5 für sehr grosses Vertrauen.*

Vier der albanischen Migranten sprechen den Unternehmen ein mittleres Vertrauen aus. Ebenso viele geben ihnen eine überdurchschnittliche Vertrauensnote. Drei Befragte würdigen sie immerhin mit einer Fünf. Das grösste Vertrauen bei den albanischen Migranten genießt das Bankwesen mit acht maximalen Bewertungen und drei zweitbesten Noten. Fünf Mal hat man den Sozialversicherungen höchstes Vertrauen bekundet, drei Befragte haben ein grosses Vertrauen in die Versicherungen, einmal bekommen sie ein mittleres Vertrauen. Eine der minimalen Noten, die überhaupt gegeben wurden, galt diesem Akteur. Ebenfalls fünf Mal wird dem Gesundheitswesen das höchste Vertrauen geschenkt. Drei Interviewte können sich wohl auf das Gesundheitswesen verlassen, einer erweist ihm ein durchschnittliches Vertrauen. Mit vier Höchstnoten wird der Arbeitgebergewerkschaft begegnet, drei guten Bewertungen und je einmal mit einer Drei und einer Zwei. Die am häufigsten vorkommende Vertrauenskatgorie bei den Medien ist die Vier. Nur zwei der Befragten haben ein sehr hohes Vertrauen in die Medien. Um den Antworten der Befragten gerecht zu werden, wird hier die Kategorie 3-4, bzw. 3,5 eingeführt. Einer bringt den Medien ein mittleres Vertrauen entgegen. Sechs Mal hat die Polizei das maximale Vertrauen gewonnen, drei Mal das zweitgrösste, einmal das mittlere und ein weiteres Mal das zweitschwächste Vertrauen. Die Arbeitsämter sind eine weitere Institution, auf die sich einer der Befragten gar nicht verlassen kann. Immerhin bekommen sie vier Mal die höchste Bewertung, ebenso oft ein grosses Vertrauen und zwei Mal das mittlere Votum. Einer der Akteure, der am besten abschneidet, ist die Verwaltung: sieben Mal die Fünf, drei Mal die Vier und ein Mal die Drei.

Die Justiz hat von vier älteren Migranten die beste Vertrauensnote erhalten, fünf Mal die zweithöchste Beurteilung und einmal eine 3,5. Den zweitbesten Auftritt hat die Regierung mit sieben

Höchstbewertungen und drei Mal die Vier. Dem Parlament begegnet man mit vier maximalen, vier zweitbesten und einer dreier Bewertungen.

Ergebnisse der Befragung zum Institutionenvertrauen

	Parlament	Regierung	Justiz	Verwaltung	Arbeitsämter	Polizei	Medien	Gewerkschaften	Gesundheitswesen	Sozialversicherungen	Bankwesen	Unternehmen	Durchschnitt, Befragte
B.	5	5	3	5	5	5	5	5	5	5	5	3	4.66
J.	4	4	3-4	4	4	3	3-4	4		3	4	3	3.63
N.	3	5	5	5	5	2	5	2	5	5	5	4	4.25
S.	5	5	5	5	4	5	4	4	5	5	5	4	4.66
K.	5	5	5	3	1	4	4	5	5	5	5	4	4.25
P.	4	4	4	4	3	4	4	3	4	4	5	5	4
E.	4	4	4	5	5	5	4	5		3	5	3	4.27
R.	4	5	5	5	5	5	3	4	5	5	5	5	4.66
A.	4	5	4	4	4	5	3-4	5	3	1	5	4	3.95
V.	5	5	4	5	3	5	4	4	4	4	4	3	4.16
F.			4	5	4	4	4		4	4	4	5	4.22
Durchschnitt, Institutionen	4.3	4.7	4.65	4.5	3.9	4.27	4	4.1	4.44	4	4.72	3.9	

Beim Gesamtbild des Vertrauens in die Institutionen fällt auf, dass zwei Befragte Bewertungen mit einer Gesamtnote unter vier abgegeben haben. Ebenfalls wurde der Notenschnitt vier von zwei Institutionen nicht erreicht. Die beste Performance weist das Bankwesen auf.

Anfang der 80-er bis Ende der 90-er Jahre schnitt die Schweiz im internationalen Vergleich als das Land mit dem dritthöchsten Vertrauen in Institutionen ab. Die 50-69-Jährigen wiesen im Jahr 1989 mit 66 Prozent, im Jahr 1996 mit 44 Prozent und im Jahr 1998 mit 48 Prozent ein hohes Vertrauen in Institutionen auf. Bei den über 70-Jährigen lag 1989 der Prozentsatz jener, die ein hohes Vertrauen in die Institutionen hatten, bei 72; im Jahr 1996 waren es 50 Prozent und im Jahr 1998 – 47 Prozent (Freitag 2001 104, 106).

Fazit zur Integration

Die Ergebnisse des intermenschlichen Vertrauens, insbesondere des Vertrauens in die öffentlichen Einrichtungen, sofern sie repräsentativ sind, deuten auf einen hohen Integrationsstatus dieser älteren albanischen Migranten hin. So surreal hoch sie vorkommen, sie werden zum Teil von den Daten der 80-er und 90-er Jahre zum Vertrauen in Institutionen unterstützt. Da ist einmal auf die Beobachtung hinzuweisen, dass das Vertrauen in Institutionen mit zunehmendem Alter steigt bzw. bei den älteren Leuten höhere Werte aufweist als bei den jüngeren. Zwar wird bei diesen Erhebungen den Banken nicht mit demselben Vertrauen begegnet wie dies bei den älteren albanischen Migranten der Fall ist, aber das Parlament, die Regierung, die Polizei und die Gewerkschaften weisen dieselbe Stellung auf.

Die Tatsache, dass bei dieser Befragung die Unternehmen, die Arbeitsämter, die Medien und die Versicherungen die schwächste Performance zeigen, muss kein Zufall sein. Die Einstellung zu diesen Institutionen bezieht sich nicht auf vermittelte Erfahrungsquellen, wie die Tätigkeit des Parlaments oder der Regierung. Die Meinung der Bürger hängt mit unmittelbaren Erfahrungen zusammen. Erkenntnisse aus den Sozialwissenschaften suggerieren: Die Menschen neigen eher dann dazu, einem Bericht zu glauben, wenn sie eine Information selber bestätigen können (vgl. Bentele 1993). Die nicht unproblematische Medienberichterstattung über die Migranten und die Albaner ist ein wohl bekanntes Thema (vgl. Burri et al. 2010: 41 f.) Eine Beobachtung aus dieser Befragung ist jene, dass die Interviewten nicht recht wissen, wer für Ihre Anliegen zuständig ist. Oder sie nehmen diese Umstände als selbstverständlich hin. Die Frage, wo das Problem liege, weshalb der Vertrag über die Sozialversicherungen zwischen der Schweiz und Kosovo nicht zustande gekommen sei, können sie nicht beantworten. Sie wollen niemanden beschuldigen, aber auch nicht glauben, dass die Schweiz oder ihre Regierung ihnen dies antut. Die Konstellation dieser Einstellungen gibt Aufschluss darüber, in welche Bereiche diese Migranten höhere Erwartungen haben.

Weitere Indikatoren sind anzutreffen, die sich im Rahmen des Integrationskonzeptes interpretieren lassen. Darunter fällt beispielsweise die Aufenthaltsdauer in der Schweiz. Diese umfasst eine Zeitspanne von über 30 Jahren. Darüber hinaus sind die meisten der älteren albanischen Migranten nicht bereit, die Schweiz zu verlassen. Andererseits ist dieses Nein nur konditioniert von ihren Familienverhältnissen, und im Prinzip ist es ein Ja. Sie könnten ohne ihre Kinder und Enkelkinder, die mehrheitlich in der Schweiz eingebürgert sind praktisch nicht mehr zurück in ihre Heimat. Diese Entwicklung deutet auf die von Esser beobachtete Tendenz hin, dass die Assimilation im intergenerationellen Verlauf erfolge (vgl. Kobi 2008: 60 f.)

Die Sprachkenntnisse der Migranten sind bescheiden, sie erlauben ihnen nicht, den Medien in den Schweizer Landesprachen zu folgen. Ein Teil der älteren albanischen Migranten ist Mitglied eines albanisch-muslimischen Vereins. Sie unterhalten sich dort mit Landesleuten, können ihre Religion ausleben und fühlen sich dabei heimisch. Diese Tendenz ist im Sinne der These, die einen Zusammenhang zwischen Rückkehrorientierung und innerethnischen Netzwerken sieht (vgl. Kobi 2008: 65).

Mindestens ein Fall ist erkennbar, der eindeutig in transnationalen Bereichen agiert. J. wird bald ein Buch herausgeben, das in der Schweiz verfasst wurde. Es handelt wiederum von Akteuren, die

in der Schweiz auftreten. Dieses Buch wird in der Heimat hergestellt, sowohl das Layout wie auch der Druck sind dort für vernünftige Preise zu organisieren. Verkauft wird das Buch in der Schweiz zu einem für Schweizer Verhältnisse angemessenen Preis. Dass die meisten der Befragten erfolgreich zwischen der Schweiz und der Heimat leben, und zwar in immer längeren Zeitintervallen, wird nicht als kompetentes transnationales Agieren aufgeführt.

Resümee

Dieses Dokument ist im Wesentlichen ein Bericht über rund 400 Jahre Migrationserfahrung in der Schweiz, die 12 albanische Einwanderer aus dem Kosovo, Mazedonien und dem Presevalat erlebt haben. Die Arbeit interessierte sich speziell für ihre insgesamt 70 Jahre als Rentner.

Allen voran geht die Erkenntnis, dass ganze Kontingente von Arbeitsmigranten einen Lebensabschnitt erreicht haben, in dem sie mit spezifischen Problemen konfrontiert werden und auf die Unterstützung Dritter angewiesen sind; seien dies Verwandte, die Gesellschaft als solche oder öffentliche Einrichtungen. Vor allem die Sozialwissenschaften befassten sich mit älteren Leuten aus den Migrantengruppen, die seit längerer Zeit in der Schweiz leben: Italiener, Spanier, Portugiesen, Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien – allerdings nur jene slawischer Muttersprachen.

Die Tatsache, dass die albanischsprachige Migrantengruppe eine der zahlreichsten in der Schweiz ist, macht sie umso mehr zu einem legitimen Gegenstand einer systematischen Auseinandersetzung. Einige Fragen, die sich stellen, lauten: Wie steht es mit der sozialökonomischen und der gesundheitlichen Lage dieser Kategorie der albanischen Migrantengruppe in der Schweiz? Was sind ihre wesentlichen Probleme? Welcher ist ihr Integrationsstatus in der Schweiz? Welches sind ihre Einstellungen zu den Mitmenschen in der Schweiz und jenen in der Heimat? Können sie sich vorstellen, die Schweiz zu verlassen?

Um diese Fragen zu beantworten mussten zunächst die Geschichte und die Tatsachen der albanischen Präsenz in der Schweiz zurückverfolgt werden. Die Statistiken suggerieren, dass die albanischsprachige Gemeinschaft eine der grössten Migrantengruppen der Schweiz ausmache. Ihre genaue Zahl kann leider nicht aufgezeigt werden. Genau dies stellt einen der Umstände dar, auf die diese Arbeit aufmerksam machen möchte. Aufgrund der Erfassung der demographischen Gegebenheiten anhand der Staatsangehörigkeit, gingen die albanischsprachigen Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien als Jugoslawen, Serben, Montenegriner und Mazedonier in die Statistiken ein.

Das Dasein der Albaner in der Schweiz lässt sich folgendermassen rekonstruieren. Zwei Begriffe prägen die albanische Migration in der Schweiz: Die Arbeitsmigration und die Asylmigration. Die erstere setzte sich Ende der 60-Jahre in Gang. Bis Ende der 80-er Jahre handelte es sich bei den albanischen Einwanderern und Arbeitsmigranten um Saisoniers, die sich neun Monate in der Schweiz aufhalten und arbeiten durften. Mit der Zeit konnten diese ihren Aufenthaltsstatus verbessern und ihre Familien in die Schweiz nachziehen. Bis dann waren die Migrationsgründe hauptsächlich wirtschaftlicher Natur. Ende der 80-er Jahre findet ein Paradigmenwechsel in den Beweggründen für die Emigration albanischer Staatsbürger Jugoslawiens statt: politische Motive gewinnen dabei immer mehr die Oberhand. Ausschlaggebend war dabei die Repression des serbischen Regimes von Milosevic nach der Aufhebung des politisch-juridischen Statutes, den Kosovo im Rahmen der jugoslawischen Föderation innehatte. Insbesondere Ende der 90-er Jahre stieg die Anzahl der Asylsuchenden aus Kosovo. Zu jener Zeit wären die Albaner absolut die grösste Volksgruppe aus dem ehemaligen Jugoslawien in der Schweiz geworden.

Die albanische Einwanderung in der Schweiz kann nicht losgelöst von der Schweizer Migrations- und Integrationspolitik betrachtet werden. Mehr als 50'000 Kosovaren haben in den 90-er Jahren in der Schweiz Asyl angefragt. Weniger als zehn Prozent von ihnen haben Ende desselben Jahrzehntes diesen Status erhalten. Die allermeisten von ihnen kamen 1999 in die Schweiz und kehrten im selben Jahr zurück. Die Mehrheit der albanischen Migrantengruppe ist in der Deutschschweiz wohnhaft, sie verfügt über einen legalen Aufenthaltsstatus und verrichtet weniger qualifizierte Arbeiten. Statistisch kommen bei den Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien, worunter auch die Albaner erfasst werden, 38 unter 20-Jährige auf eine Person im Pensionsalter. Ihr Integrationsstatus und die Lebensverhältnisse, in denen sie leben, sind ein Anliegen der Schweizer Öffentlichkeit.

12 Albaner waren bereit, stellvertretend für ihre Generation nähere Auskünfte zu den gestellten Fragen zu geben. Sie sind zwischen 1967 und 1995 in die Schweiz gekommen, sei es über das Arbeitsamt oder durch einen Verwandten. Sie haben so gut wie die ganze Zeit gearbeitet. Am häufigsten waren sie auf dem Bau tätig. Gelegentlich – wenn sie die Stelle verloren und arbeitslos wurden – hatten sie die Gelegenheit, einen Sprach- oder Staplerkurs zu besuchen. Durchschnittlich leben sie seit über 30 Jahren in der Schweiz. Ihre Sprachkenntnisse sind bescheiden. Als Rentner verdienen sie bis zu 50 Prozent weniger als vorher, die Ausgaben sind jedoch gleichgeblieben. Ihre Familien durften sie nicht von Anfang an in die Schweiz mitnehmen. Nur in einem Fall arbeitete auch die Ehefrau. Vier dieser älteren albanischen Migranten leben nur mit der Ehefrau zusammen, zwei hingegen ganz alleine. Die meisten allerdings wohnen mit der Ehefrau, einem Kind und seiner Familie zusammen. Durchschnittlich haben sie einen Wohnraum von einem Zimmer zur Verfügung. Zwei der Befragten, die eine Lebensversicherung hatten, mussten diese unterbrechen bzw. zurückkaufen. Immerhin profitieren sie von der Krankenkassenprämienverbilligung. Eine Zusatzversicherung haben die meisten nicht. Ihre Gesundheitslage stufen sie grösstenteils als gut ein. Dabei liegt eindeutig eine Untertreibung vor: Wenn sie ihre Aussage näher beschreiben sollen, dann kommen Krankheiten wie Arthrose, Blutkreislaufstörungen, Diskushernie, hoher Blutdruck zur Sprache. Einer habe an einem Tumor gelitten. Die meisten nehmen regelmässig Medikamente ein. Im Schnitt gehen sie drei Mal jährlich zum Arzt und müssen dabei nur in speziellen Fällen von einer Person begleitet werden. Fünf der Befragten sind praktizierende Muslime. Sie sind Mitglieder eines albanisch-islamischen Kulturvereins, wo sie die Zeit mit Freunden verbringen. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass dieses Verhalten der Beobachtung früherer Studien entspricht, dass Sozialintegration bei den älteren Migranten in seinen eigenen ethnischen Bezügen stattfinden kann (vgl. Dietel-Papakyriaku 1993: 11). Die Beziehung zu den Freunden kann allerdings auch interessenbezogen sein, sie unterstützen einander auch finanziell. Nur einer der Interviewten ist aktives Mitglied eines albanisch-schweizerischen Vereins, der sich mit Bildungsfragen befasst. Er hat ein Buch geschrieben, das in der Heimat gedruckt und hauptsächlich in der Schweiz vertrieben wird. Dieser Fall wird hier als Beleg für die These des Agierens in transnationalen Feldern angeführt (vgl. Dahinden 2009).

Ansonsten pflegen alle diese älteren albanischen Migranten Kontakte zu den Angehörigen und Freunden in der Heimat. Dabei fiel mehrmals die Anmerkung auf: «Sie werden immer weniger», oder «Die Freunde gibt es nicht». Angesicht des Alters, in dem sie ausgewandert sind, entsteht der Eindruck, dass sie keine grossen Freundschaften hatten, und wegen der Migration diese auch nicht aufrechterhalten konnten. Dieser wäre einer der Aspekte, der näher angeschaut werden sollte. Immerhin reisen die Befragten im Schnitt zwei bis drei Mal jährlich in die Heimat. Durchschnittlich verbringen sie insgesamt 35 Monate dort.

Alle Befragten konnten das Ziel, weshalb sie migriert sind, erreichen: Land kaufen und ein Haus bauen. So haben sie alle ein Haus in der Heimat. Im Schnitt wollte keiner von ihnen länger als vier Jahre in Ausland bleiben. Für die meisten steht das Verlassen der Schweiz nicht in Aussicht. Der Grund dafür sind ihre Kinder und Enkelkinder, die fast alle eingebürgert sind. Diese Tatsache deutet auf die These Essers von der Tendenz einer Assimilation im Verlaufe mehrerer Generationen hin (vgl. Esser 2001: 18).

Zwei der Befragten würden die Schweiz sofort verlassen. Dafür müssten sie aber auf ihre Rente verzichten. Der Bericht soll unter anderem diese Angelegenheit thematisieren und die Parteien auf dieses grosse Problem aufmerksam machen. Die Migranten selber sind absolut ratlos und wissen nicht, an wen sie sich dafür wenden sollen. Die Schwierigkeiten, die sie im Zusammenhang mit den administrativen Angelegenheiten haben, versuchen sie jeweils durch Bekannte zu lösen. Und das ist für sie die normale Entwicklung der Dinge. Das Schwierigste ist für sie die Vorstellung, dass sie einmal schwer krank und hilfsbedürftig werden. Die Hälfte der Befragten jedoch erwartet von den Kindern, dass diese gegebenenfalls Pflege leisten. Es wäre ihre Pflicht, dafür aufzukommen. Die andere Hälfte der älteren Migranten würde ihre Vorsorge einer dafür spezialisierten Einrichtung anvertrauen. Es ist eine Sache der Kompetenzen schlechthin.

Die Einstellungen der Befragten zu den Mitmenschen und den öffentlichen Einrichtungen der Schweiz deuten auf ein hohes Vertrauen. Zwar ist ein Teil von ihnen skeptisch gegenüber dem unbekanntem Fremden, die Maxime auf die sie sich berufen ist jedenfalls nur halb so befremdend: Selber sollst du vertrauenswürdig sein, den anderen aber kein Vertrauen schenken. Die Bereitschaft, einem zur Verfügung zu stehen, wird eindringlich geboten. Die Tendenz, dass die älteren Personen ein kleineres interpersönliches Vertrauen aufbringen, stimmt mit den Beobachtungen der 90-er Jahre in der Schweiz überein (vgl. Freitag 2001: 100) Die relativ hohen Vertrauenswerte in die Institutionen sind ebenfalls im Einklang mit Tendenzen, die in den 90-er Jahren in der Vertrauensforschung beobachtet wurden. Nämlich, dass das Systemvertrauen mit dem Alter zunimmt (vgl. ebd.: 104). Ausserdem weisen bei dieser Befragungen dieselben Institutionen ein höheres Vertrauen auf: das Parlament, die Regierung, die Polizei, die Gewerkschaften. Die Tatsache, dass sich die Unternehmen, die Arbeitsämter und die Medien als weniger vertrauenswürdig herausstellen, ist nicht unplausibel. Dies belegt nochmals, dass die Menschen eher dann bereit sind, einer Information zu glauben, wenn sie sie selber bestätigen können (vgl. Bentele 1993: 414). In diesem Rahmen kann auch das grosse Vertrauen in die Banken betrachtet werden, das nicht mit dem allgemeinen Eindruck der letzten Jahre in der Schweiz übereinstimmt. Ein anderer Faktor, der in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden muss, ist ihre Erfahrungen mit dem Herkunftsland und die relationale Angehensweise dieser älteren albanischen Migranten.

Leider konnten bei dieser Befragung einige interessante Fragen nicht ausschöpfend beantwortet werden. Bestimmte Aspekte bedürfen einer tieferen Forschung. Ein Problem der qualitativen Forschung ist die Repräsentativität der Ergebnisse, sie lassen eine Prüfung der Zusammenhänge nicht zu. Für den Verfasser dieser Arbeit ist eine qualitative Studie mit einer Blutentnahme am Finger zu vergleichen. Sollten bestimmte Tendenzen auffallen, empfiehlt es sich, eine Blutentnahme an der Ader durchzuführen.

Bibliografie

- Bentele, Günter (1993): Immer weniger öffentliches Vertrauen. In: Bertelsmann Briefe. S.129
- Bolzman, Claudio/ Fibbi, Rosita/ Vial Marie (2000): Migranten im Pensionsalter. Lebensbedingungen und Gesundheitszustand. In: Soziale Medizin. S. 32-35.
- Bolzman, Claudio/ Fibbi, Rosita/ Vial Marie (2001): Der Ruhestand – eine neue Grenze für Migranten? In: Zeitschrift für Migration und soziale Arbeit. Nr. ¾, S. 96-101.
- Bolzman, Claudio/ Fibbi, Rosita/ Vial Marie (2002): Rückkehr, bleiben oder pendeln? Zur Situation von Einwanderern im Pensionsalter. In: Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft und Kultur. Nr. 11, S. 20-23.
- Boskovska, Nada (2008): «Jugoslawen» in der Schweiz. Soziale, kulturelle und ethnische Herkunft, Integrationsprobleme. In: Schweizerische Ärztezeitung. Nr 47, S. 2647-2651.
- Burri Sharani, Barbara / Efonayi-Mäder, Denise/ Hammer, Stephan/ Marco Pecoraro/ Soland, Bernhard / Tsaka, Astrit / Wyssmüller, Chantal (2010): Die kosovarische Bevölkerung in der Schweiz. Bern.
- Dahinden, Janine (2009): Die transnationale Perspektive. In: Terra Cognita. Nr. 15, S. 16-19.
- Dietzel-Papakyriaku, Maria (1993): Altern in der Migration. Die Arbeitsmigration vor dem Dilemma. Zurückkehren oder bleiben? Stuttgart.
- Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (EKM): Altern in der Migration. Empfehlungen der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen und des Nationalen Forums Alter und Migration. Bern 2012.
- Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung. Mannheim.
- European Stability Initiative (ESI): Ali Ahmeti's Village. The Political Economy of Interethnic Relations in Macedonia. ESI Macedonia Security Project Supported by the Foreign Ministry of Switzerland. Skopje and Berlin 2002.
- Freitag, Markus (2001): Das soziale Kapital der Schweiz: vergleichende Einschätzungen zu Aspekten des Vertrauens und der sozialen Einbindung. In: Swiss Political Science Review. 7/(4), S. 87-117.

Freitag, Markus/Bühlmann, Marc (2005): Politische Institutionen und die Entwicklung generalisierten Vertrauens. Ein internationaler Vergleich. In: Politische Vierteljahresschrift 46, S. 575-601.

Hungerbühler, Hildegard (2002): Ältere Migrantinnen und Migranten in der Schweiz: Vielfältige Biografien – vielfältiges Altern. In: Soziale Sicherheit. S. 198-202.

Hungerbühler, Hildegard/ Bisseger, Corinna (2012): «Und so sind wir geblieben...». Schweizerisches Rotes Kreuz. Bern.

Kalter, Frank (2003) In: Barbara Orth/ Thomas Schwiethring/ Johannes Weiss (Hrsg.): Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Ein Handbuch. Opladen. S. 323-337.

Kobi, Sylvie (2008): Unterstützungsbedarf älterer Migrantinnen und Migranten. Eine theoretische und empirische Untersuchung. Bern.

Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung, Band 1 und 2. Weinheim.

Levy, René (1997): Die schweizerische Sozialstruktur. Zürich.

Ludi, Georges/ Warlen, Iwar (2005): Sprachlandschaft in der Schweiz. Neuchâtel.

Maurer, Markus (2003): Politikverdrossenheit durch Medienberichte. Eine Paneluntersuchung. Konstanz.

Mihok, Brigitte (1996): Ethnostratifikation in ehemaligen sozialistischen Staaten. In: Heitmeyer, Wilhelm/ Dollase, Rainer (Hrsg.): Die bedrängte Toleranz. Frankfurt am Main. S. 209-225.

Pickel, Gert/ Walz, Dieter (1997): Politikverdrossenheit in Ost- und Westdeutschland: Dimensionen und Ausprägungen. In: Politische Vierteljahresschrift 38, S. 27-49.

Ramaj, Albert (2009): Die Albaner in der Schweiz. In: Albsuisse. Nr. 6, S. 13-14.

Sabani, Kujtim (2011): Momentaufnahme einer Traumvorstellung. In: Der Arbeitsmarkt. Nr. 6, S. 30-33.

Schweizerische Flüchtlingshilfe (SFH): Kosova: Situation der albanischen Frauen – Rückkehrperspektive für alleinstehende Frauen und Mütter. Bern 2001.

Walter, Michel (2009): Sie waren eins Flüchtlinge. Neuen Lebensgeschichten. Zürich.

Wanner, Philippe (2004): Migration und Integration. Neuenburg.

Fragebogen

Vorname, Name:

- 1) Wann sind Sie in die Schweiz gereist, wie alt waren Sie damals und wie kam es dazu?
- 2) Wie lange hatten Sie vor, in der Emigration zu leben, was mussten sie aufbringen?
- 3) Warum haben Sie sich für die Schweiz entschieden?
- 4) Wo haben Sie sich zuerst in der Schweiz niedergelassen und weshalb dort?
- 5) Was haben Sie anfangs in der Schweiz gemacht?
- 6) Haben Sie die ganze Zeit gearbeitet? Was mussten Sie alles machen?
- 7) In welchen Orten haben Sie in der Schweiz gelebt?
- 8) In welchen Branchen haben Sie gearbeitet?
- 9) Haben Sie Sprachkurse in der Schweiz besucht, wenn ja, wie viele und welche?
- 10) Wie schätzen Sie Ihre Deutsch- bzw. Französischkenntnisse ein?
- 11) Haben Sie Ausbildungen oder Schulungen in der Schweiz absolviert, wenn ja welche?

- 12) Was ist Ihr arbeitsmarktlicher Status?
- 13) Seit wann haben Sie diesen Status?
- 14) Was hat sich seither in Ihrem Leben geändert? Was sind schöne und was schlimme Momente in Ihrem jetzigen Leben?
- 15) Können Sie einen Durchschnittstag beschreiben?
- 16) Welche ist Ihre Existenzquelle?
- 17) Verdienen Sie mehr oder weniger als früher – wie viel mehr oder weniger in Prozenten?
- 18) Haben Sie weniger Ausgaben als früher – wie viel mehr oder weniger als früher?
- 19) Haben Sie eine Lebensversicherung? Wenn ja seit wann, was deckt sie ab?
- 20) Beziehen Sie Ergänzungsleistungen?
- 21) Werden Sie von der Ausgleichskasse unterstützt, profitieren Sie von der Krankenkassenprämienverbilligung?

- 22) Wie stellt sich Ihre Gesundheitslage dar?
- 23) Leiden Sie an chronischen Krankheiten, wenn ja, seit wann?
- 24) Wie oft müssen Sie durchschnittlich im Jahr zum Arzt oder wie viel geben Sie jährlich für medizinische Bedürfnisse aus?
- 25) Gehen Sie alleine zum Arzt oder muss Sie jemand begleiten – sei es zum Übersetzten?

- 26) Haben Sie eine Familie? Wenn ja, wie setzt sie sich zusammen?
- 27) Mit wem leben Sie in einem Haushalt?
- 28) Wie gross ist Ihre Wohnung?
- 29) Wo leben die anderen Familienmitglieder?
- 30) Wie ist die Beziehung zu den Familienmitgliedern?
- 31) In welcher Weise erfahren Sie ihr Dasein? Sind sie für Sie eine soziale oder eine wirtschaftliche Unterstützung? Beschreiben Sie dies etwas näher.
- 32) Wie oft treffen Sie sich mit anderen Familienmitgliedern, mit denen Sie nicht im selben Haus wohnen oder mit Verwandten?

- 33) Wie verbringen Sie Ihre Zeit?
- 34) Sind sie Mitglied einer Organisation (Verein, Partei usw.) in der Schweiz oder in Ihrer Heimat? Wenn ja, in welchen?
- 35) Wenn Sie Mitglied sind, was machen Sie im Verein?
- 36) Gehen Sie in die Moschee oder in die Kirche? Wenn ja, wie oft und was bringt Ihnen das?
- 37) Wie religiös sind Sie? Waren Sie es immer?
- 38) Haben Sie Freunde? Wenn ja, wie sind die Beziehungen mit ihnen – Unterhaltung, Beratung...? Beschreiben Sie dies etwas näher.
- 39) Wie viel nutzen Sie die Medien? Und was für Medien sind das? - Zeitungen, Fernsehen; eher in der Muttersprache oder auf deutsch bzw. französisch?
- 40) Kommunizieren Sie viel mit Leuten in der Heimat? Wenn ja, mit wem und wie kommunizieren Sie mit ihnen?
- 41) Wie oft reisen Sie jährlich in die Heimat und wie sieht Ihr Alltag dort aus?
- 42) Wie lange bleiben Sie dort?

- 43) Was besitzen Sie an Eigentum in der Heimat?
- 44) Und wie steht es mit der Rückkehr? Können Sie sich vorstellen, die Schweiz zu verlassen?
- 45) Was bewegt Sie dazu oder hindert Sie daran?

- 46) Konnten Sie das Ziel erreichen, weshalb Sie in die Schweiz auswanderten?
- 47) Können Sie sich vorstellen, ein Teil Ihres Lebens in einem Altersheim zu verbringen?

- 48) Haben Sie die Schweizer Bürgerschaft, wenn ja, seit wann?
- 49) Warum haben Sie sie erworben oder nicht angestrebt?
- 50) Und die anderen Familienmitglieder?
- 51) Können Sie Ihre administrativen Angelegenheiten immer selber erledigen? Füllen Sie die unterschiedlichen Formulare immer selber aus? Mit welchen Problemen werden Sie dabei konfrontiert?
- 52) Wer hilft Ihnen dabei und wie?
- 53) Mit welchen Problemen werden Sie generell konfrontiert? In welchen Situationen brauchen Sie Unterstützung?
- 54) Können Sie sich vorstellen, dass das Altern in der Schweiz Schwierigkeiten mit sich bringt und welche können dies für Sie sein?
- 55) Wer kann und soll Ihnen diese Unterstützung bieten? Wie stellen Sie sich diese vor?
- 56) Haben Sie konkrete Forderungen an das System oder wen auch immer im Zusammenhang mit ihrer momentanen sozialen, wirtschaftlichen und gesundheitlichen Situation?
- 57) Würden Sie ganz allgemein sagen, dass man den meisten Menschen vertrauen kann? (1) Oder: Man kann im Umgang mit den Menschen nicht vorsichtig genug sein? (0)
- 58) Wie viel Vertrauen haben Sie in die folgenden Institutionen? Nennen Sie für die jeweilige Institution eine Zahl von 1 für kein Vertrauen bis 5 für grosses Vertrauen.

Schweizer Parlament:

Regierung:

Gewerkschaften:

Unternehmen:

Polizei:

Justiz:

Medien:

Gesundheitswesen:

Verwaltung:

Arbeitsämter:

Bankwesen:

Sozialversicherungen:

Personalien

Geburtsjahr:

Schulabschluss:

Wohnort:

Herkunftsland:

Aufenthaltsstatus:

Telefonnummer:

Nachwort

Über 270'000 Menschen albanischer Herkunft leben heute in der Schweiz. Diese sowohl sehr bunt zusammengewürfelte als auch homogene Gemeinschaft wurde schon mehrmals wissenschaftlich untersucht. Diese Studien richten sich jedoch von ein paar Ausnahmen abgesehen auf spezifische Aspekte. Da momentan keine grossen Forschungsprojekte vorliegen, die sich umfassend mit der Komplexität dieser Gemeinschaft beschäftigen, wird auch beinahe nicht auf die Thematik der albanischen Bevölkerung im Seniorenalter eingegangen. Gemäss Angaben des Bundesamts für Statistik leben zur Zeit fast 130'000 zugewanderte Personen über 65 in der Schweiz (ohne Einbezug derjenigen die eingebürgert wurden). Aus diesem Grund nahm sich das ISEAL dieser Problematik an und beauftragte Kujtim Shabani mit dieser qualitativen Studie. Es ist uns sehr daran gelegen, Herrn Prof. Dr. Claudio Bolzmann, einem in der Schweiz führenden Experten auf diesem Gebiet für seine Ratschläge, Betreuung und für sein bemerkenswertes Vorwort zu danken. Wir danken auch Dr. Naim Jerliu von der Universität Maastricht für seine Studie über Senioren in Kosovo und der Region. Die Forschung von Kujtim Shabani, unterstützt von zwei renommierten Wissenschaftlern, bereichert das Mosaik der sozioökonomischen Studien über Senioren in der Schweiz, im Besonderen derjenigen albanischer Herkunft. Dieses Buch ist der krönende Abschluss der Bemühungen des Direktors des ISEAL, Herrn Driton Kajtazi und wir hoffen, dass es zu einem Standardwerk für all jene wird, die sich weiter in dieses aktuelle Thema vertiefen möchten.

Dr Régis Marion-Veyron, Gründungsmitglied der ISEAL

info@iseal.ch

www.iseal.ch